



470

Einzelnummer  
20 Rpf.

Jeder Abonnent und eine zum gleichen Haushalt gehörige mit-versicherte Person sind versichert bei der Deutschen Lloyd Lebensversicherungs-bank A.-G., Leipzig, Markt 2, entweder bei Unfall mit bis zus. 4000 Rm. oder bei Unfall mit bis zus. 2000 Rm. und mit Sterbegeld von zus. 100 Rm. Näheres im Textteil des Blattes

# Ostpreussische Sonntagspost

Verlag, Schriftleitung und Hauptgeschäftsstelle: Königsberg i. Pr., Theaterstr. 11/12, Fernr. 39470. Postscheckkonto: Königsberg i. Pr. 883. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr. Bezugspreis (einschl. Versicherung): d. Boten 80 Rpf. monatlich, (einschl. Beförderungskosten), durch Post mit 80 Rpf. (einschl. 8 Rpf. Postzeitungsgebühr), dazu 6 Rpf. Zustellgebühr. 5. Jahrg. Königsberg Pr. Nr. 12 Sonntag, den 20. März 1932. Anzeigenpreis: Die zwölfgespaltene Millimeter-Zelle 8 Rpf. Die viergespaltene Reklame-Millimeter-Zelle 50 Rpf. Bei Platzvorschrift 25% Zuschlag. Offertengebühr 50 Rpf. Grundschrift Nonpareille. Schluß der Anzeigenannahme Mittwoch. Für bestimmte Größe, Tag und Platz keine Gewähr. Erfüllungsort Königsberg i. Pr.

## „Gnädigste Fürzige Worte...“

Der Gastgeber klingelt an sein Glas und erhebt sich. „Meine sehr verehrten Damen und Herren! Herr X. hat um das Wort gebeten.“

Herr X. betupft nachdenklich den Mund mit seiner Serviette, erhebt sich langsam und bedächtig und beginnt: „Meine sehr verehrten Damen und Herren! Gestatten Sie mir kurz einige Worte...“

Und dann werden Sie es vielleicht schon einmal erlebt haben, daß Ihr Nachbar leise zischend Messer und Gabel hinlegt und, verzweifelte Pflanze über die Tafel werfend, wehmützig in die leeren Sätze anspricht: „Adieu Braten, adieu warme Kartoffeln. Wenn der fertig ist, dazu seid ihr kalt und zusammengeschrumpft, damit kann euch niemand mehr genießen. Dessen kurze Worte sind mir bekannt. Adieu!“

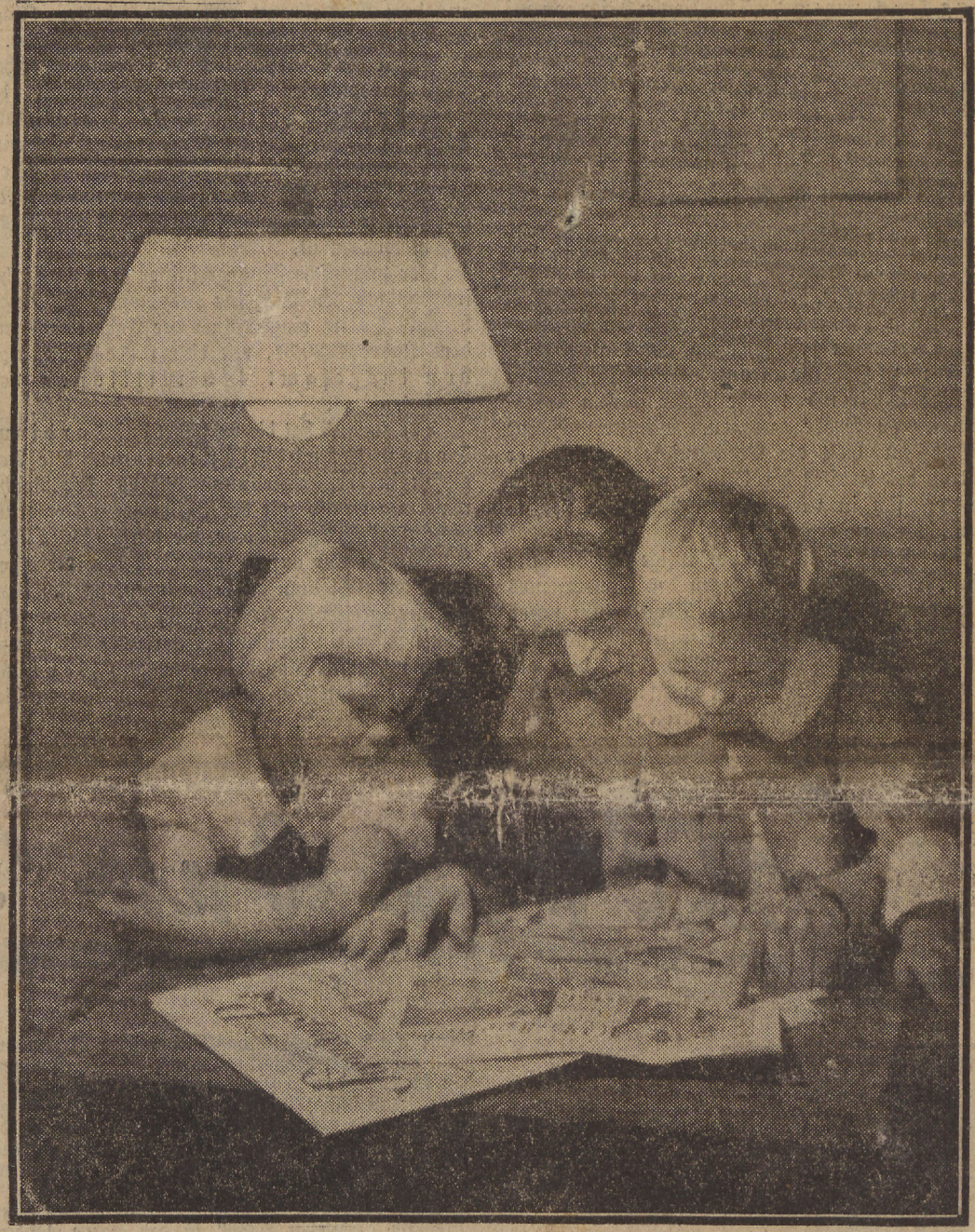
Und Sie werden, sofern Sie nicht schon häufig bei festlichen Anlässen zugegen gewesen sind, Ihren Nachbarn mit einem Blick strafen, der unzweideutig Mißachtung über eine derartige Pietätlosigkeit ausdrückt.

Aber dieser strafende Blick erstarrt allmählich. Er erstarrt in gleichem Maße, wie die Soße erstarrt, die vor einiger Zeit noch sanft und lieblich den Braten umfloß, er erstarrt in gleichem Maße, wie der Braten selbst erstarrt, dessen knusperige, glänzende Bräune so nach und nach stumpf wird, er erstarrt mit den Kartoffeln und dem frischen Gemüse. Und Sie ertappen sich so ganz langsam und allmählich bei dem Gedanken, daß diese Rede, die das Mahl würzen sollte, die die Stimmung für den zu Feiernden oder den zu Ehrenden heben sollte, das gerade Gegenteil erzielt. Erstarrung allerseits. Erstarrung auf der Tafel und Erstarrung rund um die Tafel.

Das ist nicht beabsichtigt. Zum allerwenigsten vom Redner selbst. Er meint es gut. Er meint es zu gut! Man soll es aber bei einer Rede nie gut meinen, wenigstens mit der Länge nicht und schon ganz bestimmt mit der Länge nicht, wenn es sich um eine Tischrede handelt. Das lapidare Sprichwort „In der Kürze liegt die Würze“ hat schon seine Berechtigung. Aber lapidare Tatsachen werden ja von den allerwenigsten Menschen verstanden. Sie werden nur verstanden, wenn man sie einmal gelegentlich am eigenen Leibe spürt. Kein Wort gegen einen Redner. Aber es ist doch schon so. Stimmt's nicht?

Eine gute Rede halten, das ist eine schwere Sache. Mit längeren oder sehr langen Ausführungen die Zuhörer fesseln, verlangt ungeheuer viel Temperament, Begabung und Wissen. Und es muß schon ein Thema sein, das zündet. Wer aber nach der Bemerkung „Gestatten Sie mir kurz einige Worte“ eine Stunde oder gar noch länger spricht, der ist... na, jeder wird wissen, was er in solchen Fällen über den Betreffenden gesagt oder gedacht hat.

Kennen Sie den Debattenredner, dem eine Redezeit von zehn Minuten zusteht und der zunächst einmal acht Minuten lang über die Unmöglichkeit spricht, in zehn Minuten das sagen



Aufn. Walter Raschdorff

## Sonnabend sind Fritz und Trudchen froh

Denn da dürfen sie eine Stunde länger aufbleiben — weil die „Ostpreussische Sonntagspost“ gekommen ist!

zu können, was er sagen will? Und der dann, nachdem ihm eine Viertelstunde zugebilligt ist, in den restlichen sieben Minuten restlos das erschöpft, was er sagen will? Kennen Sie den Redner, der zehnmal zum Schluß kommt und zehnmal wieder von vorne beginnt? Kennen Sie den Redner, der seine Taschenuhr von der Kette nimmt und sie auf das Pult legt? Und haben Sie nicht schon oft erfahren, daß diese beruhigende Geste eben nur eine beruhigende Geste ist? Die gar nichts zu sagen hat? Daß der Redner nach einer bestimmten Zeit die Uhr wieder an die Kette hakt? Was doch soviel zu bedeuten hat, daß er nun zum Schluß kommt? Daß er aber dann häufig noch weiter redet, noch einmal so lange?

Es gibt Dinge, die nicht in zwei, drei Worten zu sagen sind, aber es gibt viel mehr Dinge, die in zwei, drei treffenden Worten zu sagen sind und über die hundert und tausend Worte gesagt werden. Wir schreiben 1932! Das bedeutet Tempo, Konzentration, Kürze!

Haben Sie schon einmal einen Parlamentsbericht gelesen oder eine Glosse über eine Stadtverordnetenversammlung? Dann werden Sie auch bestimmt gelesen haben, daß man sich da in endlosen Reden ergeht, über die die eigentliche Angelegenheit kalt wurde, über die das, wozu man eigentlich zusammenkam, vergessen wurde.

Es wird zuviel geredet. Bei allen Gelegenheiten und bei allen Anlässen. Vielleicht nicht, was die Zahl der Redner und Reden angeht, aber bestimmt, was die Länge der Reden angeht. Eine Rede, die nicht zündet, bei der die Zuhörer immer nur mit Sehnsucht an das Ende denken, eine Rede, die mit der Bemerkung beginnt „Gestatten Sie mir kurz einige Worte“ und die dann ein, zwei Stunden dauert, ist in ihrer Wirkung gleich null. „In der Kürze liegt die Würze“ bei fast allen Anlässen und Anlässen.

Es gibt Redner, die ein Publikum zwei oder gar drei Stunden fesseln können. Das kommt auf das Publikum an und das kommt auf das Thema und die Veranstaltung an. Davon soll hier aber nicht die Rede sein. Hier ist die Rede von der Rede, die so gewissermaßen ohne Vorankündigung gehalten wird, bei irgendwelchen Anlässen, im Rahmen öffentlicher Veranstaltungen, auf der politischen Bühne. Wobei diese Bühne das städtische Parlament sein kann oder irgendein Parlament mit größerem Rahmen.

Sagen Sie selbst: Finden Sie es nicht auf jeden Fall ganz und gar abwegig, wenn jemand ein oder zwei Stunden spricht, nachdem er mit den Worten begann: „Gestatten Sie mir kurz einige Worte...?“

Hell.

## Wort Dau Wort

Von  
Samo

Die Schlacht ist geschlagen. Der erste Wahlgang um das höchste Amt in Deutschland ist beendet. Knapp 170 000 Stimmen nur haben Generalfeldmarschall von Hindenburg an der absoluten Mehrheit gefehlt, schon formell aus diesem Wahlgang als Sieger hervorzugehen. Seine Wahl am 10. April steht jedoch heute bereits — selbst nach dem Urteil Hugenburgs — außer Frage.

Mit dieser Entscheidung geht das deutsche Volk in die nächste Woche. Noch grüßt der freudige Ernst des Palmsonntags durch das Gran des politischen Einerlei, lagert die Abspannung eines überreizten Wahlkampfes auf allen, ist die Flut der Demagogie und die Papierwelle der Agitation abgeebbt. Es herrscht eine kurze Atempause zwischen den Wahlen. Ja, es zieht eigentlich schon so etwas wie Stille in die Politik ein, obwohl der Preussische Landtag noch einen leidenschaftlichen Abgang des Ministerpräsidenten Braun brachte und die Preußenregierung just kurz vor Loosenschluß abermals eine neue Razzia in sämtlichen Geschäftsstellen der NSDAP. veranlaßte.

Dennoch geht eine Sehnsucht nach Ruhe durch das Volk, und der Erlaß des Reichspräsidenten, wie zur Weihnachtszeit auch jetzt über das Osterfest einen innerpolitischen Burgfrieden zu verkünden, trifft wahrlich in weiten Kreisen auf große Gegenliebe. Obwohl eine so lange Pause in der Politik, wie sie die Regierung mit ihrer Verordnung, die zwei Wochen Ruhe vorsieht, außerordentlich einschneidend ist, nachdem der zweite Wahlgang zur Reichspräsidentenwahl und auch die Preußenwahlen so dicht vor der Tür stehen, dürfte der Schritt der Regierung, dem Volke den Frieden des Osterfestes zu sichern, weit über den Rahmen der politischen Parteien hinaus begrüßt werden. Denn wir alle brauchen einige Stunden der Ruhe und der Sammlung.

Auf die Zeit, die dieser Osterfriede währt, kommt es dabei noch gar nicht an. Viel entscheidender ist die Gesinnung, aus der dieser innerpolitische Burgfriede geboren wird. Und da darf vielleicht an dieser Stelle, an der die Dinge abseits jeder Parteipolitik betrachtet werden, daran gemahnt werden: Laßt jetzt nach der Schlacht die Staatsidee wieder stärker strahlen!

Wochenlang tobte das Geschrei der Parteien durch die Gassen. Lärmte die Agitation. Jubilierte der Parteigeist. Nun die Kampfpause da ist, wollen wir alle dem Parteigetriebe wieder mehr den Rücken kehren und daran denken, daß Wahlen und Mehrheiten kommen und gehen, die einen notwendig und die anderen zweckdienlich sind, daß sie aber ihren Sinn verlieren, wenn sie Selbstzweck werden und dabei das verkümmern, was auch ihrer Mitwirkung bedarf, der Staat, den Wahlen in seinem Kurs wohl bestimmen, nie aber in seinem Bestand erschüttern dürfen.

Darum darf heute wohl auch als die Grundlage des politischen Osterfriedens und zugleich

013163





als erster Osterwunsch des Politikers die Hoffnung ausgesprochen werden, daß sich nach den Wahlen die Kräfte einig in nationalen Gedanken zusammenfinden, die sich als Träger der deutschen Zukunft verantwortlich fühlen.

In Gefahrenpunkten und Konfliktstoffen fehlt es ja gerade nicht. Zwei Wochen nach dem zweiten Gang zur Reichspräsidentenwahl stehen bereits die Preußenwahlen bevor. Am 5. April sind dann die Wahlen zur aufgelösten Ostpreussischen Landwirtschaftskammer. Kurzum, Entscheidungen sind genug zu fällen, Gegenstände in reichlichem Maße vorhanden, und Gelegenheit, den Parteigeist wieder triumphieren zu lassen, mehr als genug.

Die Parteien sind schon im neuen Aufmarsch. Man hörte von einem „Block der Mitte“, der in der Bildung wäre. Man las sogar von gemeinsamen Landeslisten. Und dann kam schließlich wieder ein Dementi nach dem andern. Die Volkspartei will nichts damit zu tun haben. Das Landvolk winkt ab. Auch die Wirtschaftspartei will nicht mit von der Partie sein. Was bleibt, ist die Tatsache, daß verhandelt wurde und noch kein Ergebnis greifbar ist. Ob es gelingen wird, die bürgerliche Mitte nochmals zu aktivieren, bleibt dabei abzuwarten. Auch ein Vorstoß der Wirtschaftspartei, durch eine Heraussetzung des Wahlalters von 20 auf 25 Jahre dem Radikalismus etwas das Wasser abzugraben, ist im Sande verlaufen. Zuerst wollte die Sozialdemokratie ja schon zustimmen, denn die Gelegenheit, dem „Falschismus“ eins auszuwischen ist zu verlockend, doch befann sie sich dann noch, daß irgendwo in einem ihrer Programme auch

### Deutsche Gedanken

Wir Menschen bringen so viele Zeit des Zusammenseins unnütz miteinander zu, statt uns in erster Weise über ernste Dinge zu besprechen und uns einander als strebende, leidende, hoffende und glaubende Menschen zu erkennen zu geben.

Wenn man das Dasein als eine Aufgabe betrachtet, dann vermag man es immer zu ertragen. Ebner-Eschenbach

Das ganze Leben wird bis in seine kleinsten und geringsten Beziehungen hinein verwandelt, wenn ein Mensch anfängt, Gott ernst zu nehmen. Stahlin.

einmal das Wahlrecht der Jugendlichen gefordert war. Und da man schließlich nicht Mittwoch verdammen kann, was man noch Montag lobte, bleibt es wohl für diesmal in Preußen wieder beim derzeitigen Wahlalter.

Was „in der Zeiten Hintergrund“ dann noch schlummert? Möglich, daß später eine Heraussetzung des Wahlalters kommt, denn es ist natürlich ein Übel, den Menschen zwar mit 20 Jahren politisch über die Geschicke des Volkes bestimmen zu lassen, während er noch ein Jahr warten muß, ehe er überhaupt erst einmal über seine eigenen Geschicke selbst befinden darf. Möglich auch, daß andere Fragen, wie die der Reichsreform, der Verfassungsänderung und ähnlicher Reformen, in absehbarer Zeit zur Entscheidung kommen werden, obwohl auch hier das Wort gilt, man könne nur in ruhigen Zeiten wirklich erfolgreich reformieren.

Möglich schließlich, daß dieser Wahlgang in Preußen vor ganz neue koalitionspolitische Situationen stellt. Nicht nur möglich dies, sondern sogar recht wahrscheinlich! Das alles sind jedoch Dinge, die noch vor uns liegen. Sind Fragen, die die Gemüter reichlich bewegen werden, Probleme, um die noch manche Auseinandersetzung geht.

Zwei Wochen politischer Ruhe liegen zunächst vor uns. Stunden, da der Lärm der Alltagspolitik schweigt, da der Mensch im andern wieder den Menschen sehen kann und nicht nur den Parteimann. Und Stunden, in denen der Einzelne wieder spüren soll, wozu Großes es um das schlichte Wort „Vaterland“ ist, und wie klein daneben sich das Plakat „Partei“ ausnimmt. Das zu empfinden; zu spüren, daß wahrer Staatsstimm doch mehr ist, denn Parteigeist, sollen die Osterwochen helfen! Und uns stark machen für das mit dem Weißen Sonntag wieder einsetzende politische Trommelfeuer der Wahlen. Damit wir auch im Auf und Ab der Schlagwörter stets dann das Wort des Alten aus dem Sachsenwald vor Augen haben können: Es wird nie mehr sohergeit als vor einer Wahl und nach einer Jagd!



Der erste Wahlgang der Reichspräsidentenwahl ist vorüber. Er endete mit einem Siege des Generalfeldmarshalls von Hindenburg. Zwar konnte er nicht die absolute Mehrheit erreichen — es fehlten 168 453 Stimmen — dennoch konnte er seinen schärfsten Gegner, Hitler, mit über 7 Millionen Stimmen schlagen. Der Kandidat des Schwarz-Weiß-Roten Blocks, Duestenberg, konnte nur rund 2,5 Millionen Stimmen auf sich vereinen und der Kommunist Thälmann 4,9 Millionen. Es muß also ein zweiter Wahlgang erfolgen. Hindenburgs Wiederwahl, der sich sofort bereit erklärt hat, erneut zu kandidieren, ist somit gesichert. Auch in Ostpreußen führte Hindenburg mit weitem Vorprung. Ganz besonders günstig ist aber das Ergebnis in der Provinzialhauptstadt Königsberg. Hier konnte der Feldmarschall 90 641 Stimmen auf sich verbuchen, während Hitler nur 53 774 zu erreichen vermochte. Königsberg hat damit dem Sieger von Tannenberg und dem Retter der Provinz Ostpreußen den schönsten Dank abgestattet.

Der verstorbene französische Außenminister Aristide Briand wurde unter großen Feierlichkeiten zu Grabe getragen. Ministerpräsident Lardieu hielt die Gedächtnisrede, in der er es trotz des Ernstes der Stunde nicht unterlassen konnte, sich in verschleierte Ausfällen gegen Deutschland zu ergehen.

In Memel ist eine vorläufige Entscheidung gefallen. Nach Verhandlungen des Gouverneurs Werhys in Romo ist ein Direktorium unter Führung des großlitauisch orientierten Präsidenten Simat gebildet worden, in dem als Landesdirektoren Besitzer Reischys und der Kaufmann Kadgichn eingetreten sind. Auch

diese beiden Männer sind Großlitauer. Sie waren schon einmal Landesdirektoren, und zwar im Jahre 1930. Beide erhielten vom Memelländischen Landtag mit überwältigender Mehrheit das Mißtrauen ausgesprochen und mußten abtreten. Nunmehr haben die Mächte, die seinerzeit das Memel-Abkommen unterzeichnet haben, — England, Frankreich, Italien und Japan — eine scharfe Note an die Litauer Regierung gerichtet, in der sie Einsetzung eines Direktoriums fordern, das den deutschen Mehrheitsverhältnissen des Memelgebietes entspricht. Sie drohen der litauischen Regierung, falls sie sich nicht an die Verpflichtungen, die ihr aus dem Memelstatut erwachsen, halte, Klage beim Haager Gerichtshof anhängig zu machen.

Gegen die Opposition ist von den preußischen Regierungsparteien beschlossen worden, die Landtagswahlen am 24. April stattfinden zu lassen. Bei der kommenden Wahl wird auf 50 000 Stimmen ein Abgeordneter entfallen, da nach einer Verordnung der preußischen Regierung der Wahlquotient von 40 000 auf 50 000 erhöht worden ist.

Der preußische Finanzminister Klepper hat im Landtag den Etat für das Jahr 1932 eingebracht. Er ist, eingerechnet der Fehlbeträge aus dem Jahre 1930/31, mit einem Fehlbetrag von insgesamt 449 Millionen vorbelastet.

Deutschland hat die Antwort auf Lardieus Donau-Bund-Pläne erstattet. Die Note gipfelt in der Feststellung, daß es der Reichsregierung ebenso wie der italienischen Regierung nicht zweckmäßig erscheine, die vorgesehenen Verhandlungen nur auf die Vertreter der interessierten Donau-Staaten zu beschränken, da sich dann ein durchgreifender Erfolg nicht versprechen lasse. Von vornherein müßten die Vertreter der Hauptabsländler für Agrarprodukte, also Deutschland einbezogen werden.

### Schlagwort des Tages

Potpourri.

Potpourri nannte man früher ein Parfüm aus zahllosen Blumen, Kräutern und Wurzeln. Alte Rezepte geben bis zu vierzig und mehr verschiedene Pflanzen an, die vermischt werden mußten. Noch heute versteht man unter Potpourri ein Mißgericht aus gekochtem Rind-, Hammel- und Kalbfleisch mit Speck und Gewürzen, das in demselben Topf angerichtet wird, in dem es gekocht worden ist. In der Musik versteht man darunter eine Sammlung verschiedener Kompositionen, die an sich nichts miteinander zu tun haben, sondern nur einfach so zusammengestellt sind, daß sie für das Ohr ein melodisches Ganzes bilden.

### Der Rückblick

Sonntag, den 20. März: 1239: Hermann von Salza, Hochmeister des Deutschen Ordens, in Barletta gestorben. — 1568: Albrecht, letzter Hochmeister des Deutschen Ritterordens und erster Herzog von Preußen, in Tlapiau gestorben. — 1890: Rücktritt Bismarcks. — 1921: Die Volksabstimmung in Oberschlesien ergibt 63 v. H. deutsche Stimmen.

Montag, den 21. März: 1685: Johann Sebastian Bach in Eisenach geboren. — 1871: Eröffnung des ersten Deutschen Reichstages in Berlin. — Prinz Friedrich Karl von Preußen im Luftkampf gefallen.

Dienstag, den 22. März: 1459: Kaiser Maximilian I. in Wiener-Neustadt geboren. — 1797: Kaiser Wilhelm I. in Berlin geboren. — 1832: Johann Wolfgang von Goethe in Weimar gestorben.

Mittwoch, den 23. März: 1918: Litauen erklärt sich als selbständiger Staat.

Donnerstag, den 24. März: 1864: Die Schriftstellerin Agnes Harber in Königsberg geboren. — 1865: Kiel wird preussischer Kriegshafen.

Freitag, den 25. März: 1801: Der Dichter Novalis (Friedrich Freiherr von Hardenberg) in Weiskensfeld gestorben.

Sonnabend, den 26. März: 1827: Ludwig van Beethoven in Wien gestorben. — 1915: Otto Webbigen, Kommandant des „U 9“, wird mit dem von ihm zuletzt befehligten „U 29“ vermisst.

# Tröpfel die Zeit



Ivar Kreuger

oder: Der „Mann aus dem Nichts“.

Schweden ist die Urheimat der Wikinger. Erst der auf Zypern starb, und Karl XII. sind die Vorfahren des Mannes, von dem einst Stressemann meinte, wenn Napoleon erst 1830 zur Welt gekommen wäre, dann sei er — Ivar Kreuger geworden. Die einen nannten ihn den „schwedischen Stinnes“, die andern den „Napoleon der Weltfinanz“. Er selbst ist nur bescheiden „Bibilingenieur“. Und war doch dabei Europas größter Kapitalist. Wenn ein Wort auf den schlanken Fünzfüßler mit den tiefliegenden, eindringlichen Augen zutrifft, dann das vom „Mann ohne Privatleben“. Denn es hat um dieses Leben, das vor wenig Tagen endete, zwar viele Anekdoten gegeben, aber wenig nur des Tatsächlichen. Wie der wirtschaftsgemalte Schwede im Geschäftsleben seiner Devise treu blieb, so auch im privaten Leben, hat er es doch selbst da wahrgemacht, was er einmal in müder Stunde als seinen Weg zum Erfolg bezeichnete: „Eritens Verschwiegenheit; zweitens: Verschwiegenheit; und drittens: niemals einen Ton reden!“

Er war erst Schwede in der zweiten Generation und seine Ahnen stammten aus dem Medlenburgischen. Der Vater Kreuger (was sie übrigens Krüger aussprechen) betrieb seit 1876 in dem Städtchen Kalmar eine kleine Zündholzfabrik, und dort in Kalmar wurde 1880 der kleine Ivar geboren. Ein stiller hilfsbereiter Junge; ein ernster, schweigsamer Student, der mit 19 Jahren sein Diplom erwirbt. Das ist der Ivar Kreuger, der nicht nur wie jeder Jüngling „mit tausend Mästen“ in den Ocean schiffte, sondern gleich den Sprung über den großen Reich wagte ins Land der auch für ihn nur noch begrenzten Möglichkeiten. Sieben Jahre bleibt er in der Fremde; in Not und Entbehrung. Arbeit und Arbeitslosigkeit. Ohne Mittel; ohne Anspunkt zuerst, aber mit dem Willen, sein Geschäft zu meistern. Er ist Ingenieur, dann

Agent eines Grundstücksmaklers, wieder Ingenieur, dann arbeitslos. Viel eines Tages, daß zum Brückenbau in Mexiko Ingenieure gesucht würden. Und findet Anstellung, weil er der erste ist. Mit geborgtem Geld hat er in mehrjährigem Gewalttritt die „Vorstellung“ ermöglicht. Mit acht Kameraden geht er ins Sumpfland nach Veracruz. Einer nur der neun kommt wieder. Es ist — der Schwede.

Dann drängt es ihn heim. Nur treibt kein Greis „still, im gereizten Kahn“ in den Hafen, sondern ein Mann, der weiß, was er will, und der einen Vertrag in der Tasche hat, daß er bis zu einem bestimmten Tag einen Warenhausneubau in Stockholm errichten soll, wobei er für jede verzögerten 24 Stunden 3000 Kronen zahlen müsse und ihm ungekehrt die gleiche Summe für jeden Tag der Verschleimung zufalle. Kreuger ging auf den Vertrag ein, den alle für unmöglich hielten und — verbiente damit 500 000 Kronen. Denn er hatte auch im härtesten Winter mit Hilfe großer Koksöfen die Arbeiten durchgeführt und — sein Ziel erreicht.

Nun gründet der 27-jährige Ingenieur die Stockholmer Baufirma „Kreuger og Tolly“, die heute noch besteht und inzwischen die Finanzierungs-gesellschaft des gewaltigen Konzerns geworden ist. Daneben lehrte der junge unternehmungslustige Kalmarer zur Liebe seines Vaters, zur Zündholzfabrik zurück. Es war die Hochzeit des mächtigen Fönköpings-Druckes, der die ganze schwedische Zündholzindustrie beherrschte. Kreuger hatte in der Welt gesehen, daß im Zusammenstoß nur Stärke liegen kann und brachte schließlich die wenigen nicht unter der Fönköpings-Kontrolle stehenden Zündholzfabriken seines Heimatlandes unter seiner Führung zum Zusammenschluß.

Als er die Interessengemeinschaft just zustande gebracht hatte, brach der Weltkrieg aus. Und damit begann das große Geschäft. Da Kreugers Unternehmungen sich rasch darauf einstellen konnten und über größere Rohstofflager im Augenblick verfügten, verdrängte er den Riesenfönköpings immer stärker, bis schließlich aus seinen Unternehmungen und der Fönköpings 1917 die große „Svenska Ländtids A.-S.“ wurde. Ihr Generaldirektor war ein schlanker jüngerer Mann, der gerade die 37 Jahre erreicht hatte — Ivar Kreuger.

Dann kam die Inflation. Der Trübsalige kaufte ganze Straßen in Berlin und Wien, seine Fabriken entstanden überall. Und während das Geld der Staaten zerrann, häufte sich das Kapital in der Stockholmer Kreuger-Zentrale. Bis der unternehmende Mann abermals den Griff über das bisherige Arbeitsgebiet tat und zum gewaltigen Weltbankier wurde. Wie meiländ Karl XII. zog er aus, und wie dieser zwang er zunächst Polen unter seine Finanzmacht. Staatsanleihen gegen Zündholzmonopole! So lautete mit einem Male die

Parole, und mancher gelbe gepöhlte Staat benutzte die Gelegenheit, seine Finanznot so zu überbrücken. Zuerst Polen, bald Frankreich, dann Südamerika. Schließlich war er der Anleihegeber für 23 Staaten; unter ihnen bekanntlich auch Deutschland! Ueber 1 Milliarde hat er der Welt gegen die Monopole gepumpt. 150 Fabriken waren sein; mehr als 60 000 Arbeiter fanden darin ihr Brot. Er stürzte mit seiner Finanzmacht Regierungen und Präsidenten in Südamerika. Und blieb im Grunde doch persönlich, was er immer war und sein wollte: der „Zivilingenieur Ivar Kreuger“, wie es schlicht seine Besuchskarte vermerkte.

Die ihn kannten, rühmten seine Lebenswürdigkeit, seine geräuschlose Bescheidenheit, die Selbstverständlichkeit seines Wesens. Die ihn suchten, beklagten seine Scham vor der Öffentlichkeit, die so weit ging, daß er selten in den Hotels wohnte, sondern sich lieber einfache Privatwohnungen in allen Hauptstädten der Welt fast hielt. Die mit ihm arbeiteten, lobten sein soziales Verständnis und seine sachliche Art.

Nur nahegekommen ist dem goldschweren Junggefallen, den seine Schwester Britta betreute, so recht keiner. Er war ein Einsamer im Leben, wie er auch einsam blieb, als er nun den Revolver hob. Ein Gigant der Finanzmacht, ein Statthalter des Credits, ein Bankier der Welt, der es dennoch in dieser allgemeinen Weltwirtschaftskrise erleben mußte, daß sich ihm die Banken Amerikas und Frankreichs verschlossen, als er den neuen Kredit von 6½ Millionen Pfund Sterling brauchte, der hauptsächlich Polen zugute kommen sollte.

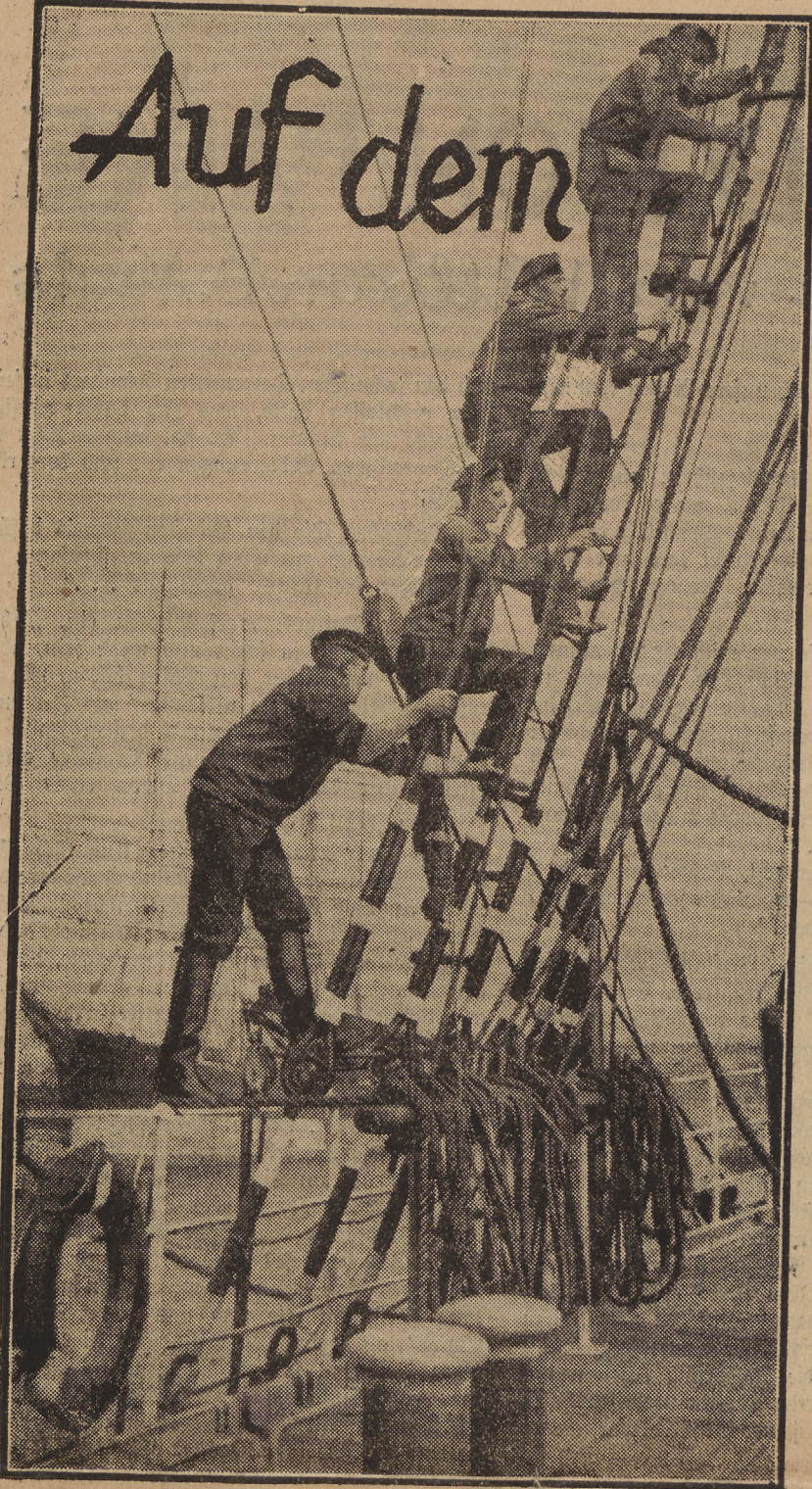
Den „Napoleon der Weltfinanz“ nannten ihn die einen. Und haben nicht unrecht, wenn sie beider Schicksal vergleichen. Den „schwedischen Stinnes“ nannten ihn die andern. Und haben gleichfalls recht. Denn wie beide kam auch er wirtschaftlich aus dem Nichts, war ein Gigant auf seinem Gebiet. Und scheiterte wie sie an der Ueberdimensionalität seiner Zeit und der Ueberspannung seiner Aufgabe.

Es geht das Gerücht, Ivar Kreuger sei abergläubig gewesen — er benutzte jedenfalls seit seines Finanzfolgen Königssterns sonderbarem Sturz aus dem Flugzeug selten noch den Luftweg! — und habe oft eine Wahrsagerin befragt, die ihm bedeutete, er habe Glück, solange er sich nicht in andere denn seine eigenen Geschäfte einlasse. Ob das wahr ist, kann niemand sagen. Soviel aber ist sicher: Der „Mann aus dem Nichts“ hatte seine Grenze überschritten. Er sah es ein. Und spürte die Möglichkeiten einer Katastrophe, die bei seiner Verschlingung mit der Weltwirtschaft vieles mitreißen könnte. So hat er selbst sein Leben ausgelebt und ist zurückgekehrt in das Nichts, aus dem er kam. Der letzte der neun Brückenbauer von Veracruz ist jetzt auch nicht mehr. Es war der — Zivilingenieur Ivar Kreuger. Till.



# Auf dem

# Segelschulschiff



Rauf zum Segelfest machen!

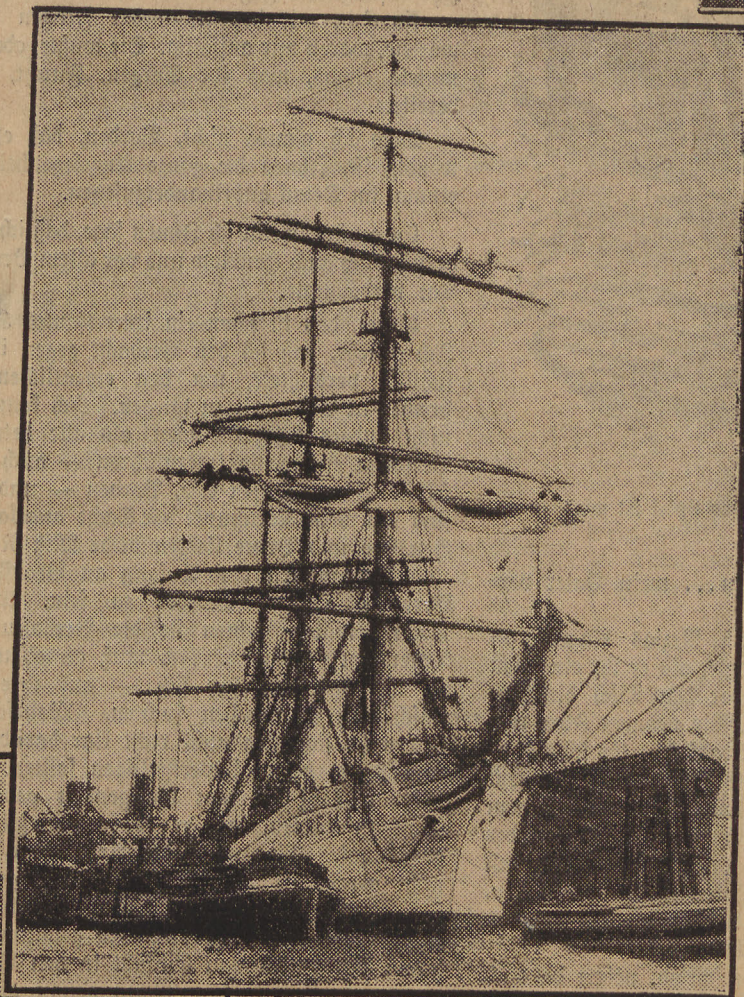


Antreten zum Appell

Zum ersten Mal am Ruder



Er hat schon ein Seemannsgesicht



Segelschulschiff „Bremen“

Es gibt wohl kaum einen Deutschen, der in seiner Jugend nicht einmal den Wunsch gehabt hatte, Schiffsjunge zu werden, zur See zu fahren, fremde Länder und die große weite Welt kennenzulernen. Abenteuerlust brennt ihm im Herzen, und am liebsten möchte er noch von der Schulbank herunter auf die große See hinaus. Dieser Drang in die Weite hat einst dazu beigetragen, Deutschlands Weltgeltung auf den Meeren aufzurichten, und ihm ist es wohl auch, neben der Tatkraft, dem Unternehmungsgeist und der nie erlahmenden Schaffensfreude unserer Reedereien und großen Schifffahrtsgesellschaften zuzuschreiben, daß die deutsche Schifffahrt sich trotz aller Nöte der Nachkriegszeit wieder aufzu-



Sechs Mann zum Kartoffelschälen



Segelnähen unter Deck

richten vermochte. Ein sehr großes Verdienst daran hat der Deutsche Schiffsverein, der seit mehr als 30 Jahren — er wurde im Jahre 1900 auf Anregung des Großherzogs Friedrich August von Oldenburg begründet — in eifriger Arbeit bemüht ist, für die Heranbildung eines geeigneten Nachwuchses für die deutsche Seefahrt zu sorgen.



Rein Schiff



# Die Lösungen des HARRY LYTTON PAINE

## Kriminalistische Erlebnisse von William B. Nevis

Schluß

Donovan hatte in dem berühmtesten Hotel „Prince of Wales“ ein Zimmer gemietet, Paine hatte ihn abends bei den Beobachtungen der Vorgänge im Hotel abgelöst und ging nun daran, die Geheimnisse des unter seinem Hotelzimmer liegenden Raumes aufzuklären.

An das kurze, aus der Wand hervorragende Ende dieses Safens hing er die starken Spiralfedern des Muskeltrainers, den er sich von Mac Clinto, dem berühmten Bogmeister, ausgeliehen hatte. Dann entzündete er die Pistole in seiner Manteltasche, stülpte eine Gasmaske über den Kopf, trat in die Mitte des Bettes, ergriff mit der Rechten die beiden Bügel des Expanters und schaltete mit der Linken die Stehlampe neben dem Bette aus.

In diesem Augenblick fühlte er den Boden unter seinen Füßen nachgeben, das Bett glitt um die der Zimmermitte zu gelegene Längsachse, er hörte die Tränengasbombe mit dumpfem Knall irgendwo unten im Dunkel krepieren, die starken Federn des Apparates gaben zuerst rasch, dann langsamer unter seinem Gewichte nach, und er sank — wie es ihm eine Sekunde lang schien, — ins Bodenlose. Aber er behielt seine fünf Sinne beisammen; wußte er doch, daß die leiseste Verwirrung, das geringste Schwanken seiner Entscheidungsfähigkeit ihm das Leben kosten würde. Durch die Glimmerblättchen seiner Maske war es ihm jetzt möglich die Situation zu überblicken. Er befand sich in einem vom Hauptgewölbe isolierten, kleineren Raum des Kellers. Von Maschinen war nichts zu sehen, nur eine große marmorne Schalttafel, von der dunkelrot eine der Kontrollglühlampen leuchtete. Ein Mann, der in eine Ecke gedrückt stand, fenerte aus einer mit Schalldämpfer versehenen Pistole Schuß auf mich gegen das herabfallende Bündel ab, das fatal zu meinen Füßen lag. Das Chlorgas verblindete ihn, genau zu unterscheiden, was eigentlich um ihn herum vorging.

Paine, der an den starken Spiralfedern zirkulär zwei Fuß über dem Boden hing, sprang herab — er fühlte das leichte Federn der starken Gummisohlen — richtete seine Pistole auf den Mann im Winkel und sagte, um die regelmäßige Atmung hinter der Maske nicht zu unterbrechen, ganz ruhig, doch so laut, daß man es in der eingetretenen atemlosen Stille unbedingt hören mußte: „Hände hoch, Sir! Das Spiel ist aus.“

In diesem Augenblick erlosch das rote Licht an der Schalttafel. Paine hörte, wie sich der Mann, nach Atem ringend, zu Boden warf. Von draußen wurde das Eindringen der Polizeimannschaft vernommen, Rufe und Kommandos ertönten. Gleichzeitig mit dem Erlöschen des Lichtes in Zimmer Nr. 4 war das Ueberfallkommando in Aktion getreten.

Paine blieb ruhig in seiner Ecke stehen. Der Mann konnte ihm nicht entgehen. Das Haus war unstill. Da dröhnte eine kurze, dumpfe Detonation durch den engen, finstern Raum, eine grelle, weiße Flamme zuckte dort auf, wo Paine eben noch den Mann kucken gehört hatte, und in den scharfen Geruch des Chlors mischte sich der fade, bitterliche explodierten Dynamits. Paine sprang vor. Gleichzeitig wurde auch schon die Tür vom Nebengewölbe her aufgerissen und Bordens Stimme rief — ein wenig ängstlich: „Hallo, Paine, alles in Ordnung?“

Der technische Dezerent trat aus dem gasdurchschwelmen Dunkel in das taghell erleuchtete Kellergewölbe hinaus, wo die Kessel für die Warmwasserheizung und die Dynamos für die elektrische Heizung und Beleuchtung standen. Er riß die Maske vom Kopfe und atmete schwer. Die Männer hinter Borden sahen bewundernd und erwartungsvoll auf ihn, der allein den Kampf ausgefochten hatte.

Paines Gesicht war aschfahl. Um seinen Mund zuckte ein seltsam trauriges Lächeln. „All right, Inspektor! Aber aus dem Bath-Orden wird fürchte ich, nichts werden. Haben Sie wenigstens den Direktor festgenommen?“

„Kein Direktor weit und breit zu sehen, Paine. Irgeben der Kerl hinter der Theke in der Direktions-Box, der keine Ahnung hat. Schreckliche Gefächter. Sonst nichts.“

„Well! Vielleicht ist es am besten so.“ Mit diesen pythischen Worten wies Paine zurück auf den Schafrum hinter sich.

Nachdem das Gas durch die offenen Türen und Kellerefenster sich verflüchtigt hatte, betraten die Männer von Scotland Yard den Raum, in dem

sich vor wenigen Minuten der letzte Teil einer Tragödie abgepielt hatte.

Als Borden und Paine auf den regungslosen Körper zutraten, der in dem Winkel neben der Schalttafel lag, von wo aus Paine jenes schreckliche Keuchen vernommen hatte, fanden sie, daß der Kopf des Mannes zur Unkenntlichkeit zerschmettert war.

„Die Dynamitpatrone, Borden. Etwas ähnliches war eigentlich vorzusehen.“

In den Kleidern, Taschen, der Wäsche des Toten fand sich nichts, kein Gegenstand, keine Marke, die einen offiziellen Rückschluß auf die Identität des Toten zugelassen hätten.

Coroner und Geschworene zeigten sich nach dem Plaidoyer des Staatsanwaltes an dem Falle gänzlich uninteressiert. Der Wahrspruch lautete: „Selbstmord eines Unbekannten — nach der gewählten Todesart zu schließen — in geistiger Umnachtung.“

Als drei Tage später Borden und Paine einfilzig und bedrückt in ihrem Dienstzimmer saßen, meldete der Sergeant eine junge Dame, die ihren Namen durchaus nur Mr. Paine nennen wollte.

„Führen Sie die Dame herein, Torncull!“

Miß Rezia Bradshaw trat ein. Ihr Gesicht war blaß, doch sie sprach ruhig und beherrscht.

„Sie wünschen, Miß Bradshaw?“

„Ich möchte... ich muß Ihnen das Verschwinden meines Vaters melden. Er ging am 9. abends aus dem Hause und ist bisher nicht zurückgekehrt. Ich... ich frage Sie, ob... Sie nachforschen



„Hände hoch, Sir! Das Spiel ist aus“

wollen, wie... und wohin... mein Vater verschwunden ist?“

Ängstlich hingen Miß Rezias Augen an Paines Munde. Paine sagte, als er ihr ein schon vorbereitetes Protokoll über den Tisch hinschob, langsam und bedächtig: „Wir nehmen Ihre Angaben zu Protokoll, Miß Bradshaw. So schreibt es das Gesetz vor. Aber das Gesetz ist ein Instrument des Staates. Es dient ihm und wird in seinem Interesse gehandhabt. Ich glaube nicht, daß der Inhalt dieses Protokolls an die Polizeistationen hinausgeht. Denn es ist niemandem von Nutzen, Nachforschungen anzustellen, die sich des Näheren mit dieser Angelegenheit befassen.“

Die junge Dame unterzeichnete, neigte dankend das schöne, traurige Gesicht und verließ wortlos das Zimmer.

Einige Zeit später, an demselben Tage, an dem er Kenntnis davon erhalten hatte (der Öffentlichkeit blieb diese Tatsache unbekannt), daß Miß Rezia vor ihrer Verheiratung mit Arthur Genslow, dem jüngsten Sohn Lord Sandhams, ihr gesamtes Vermögen im Betrage von mehr als 300 000 Pfund Sterling dem Schatzamt zu wohltätigen Zwecken zur Verfügung gestellt hatte, sah Paine mit Inspektor Borden in seinem netten Junggesellenheim in Lambeth Road.

„Wissen Sie, was mich am meisten wunderte...?“

„Run?“

„Daß Sie gar nicht so sehr erstaunt waren, als herauskam, daß es Bradshaw selbst war, der...“

„Schweigen Sie, Borden! Es ist besser, wir gewöhnen uns beizeiten an den Gedanken, daß

dieser Name niemals über unsere Lippen kommen darf.“

„Aber wieso...?“

„Eine verwickelte Angelegenheit; zugegeben. Aber gewiß nicht so unlösbar, wie es im ersten Augenblick den Anschein hatte. Wenn Sie es recht bedenken, kamen doch überhaupt nur vier Personen als Täter in Betracht: Bruce, Genslow, Miß Rezia und Bradshaw.“

Gewiß viel es mir schwer, mich der Vermutung anzunähern, ja die Möglichkeit überhaupt in Betracht zu ziehen, daß jemand die Hand dabei im Spiele haben könnte, der selbst dem Geheimdienst beziehungsweise dem Aufendienst angehört. Ich kämpfte mit diesem Gedanken, wie nur je ein Brit seit Bestehen des Imperiakönigs mit seinem Stolz gekämpft haben mag...“

„Aber der erste Verdacht, Paine; wie ist der in Ihnen entstanden, — wenn Sie schon von Sachlichkeit zu reden beginnen?“

„Die ursprüngliche Verstandesregung bei unserer Arbeit ist stets die Neugierde. Erst aus den verschiedenen Ansätzen dieser intellektuellen Neugier entspinnt sich das gefühlsmäßigere Gewebe des Verdachtes. Und was an dem Fall Owen zuerst meine Neugierde erregte, war jenes Telefongespräch, das Owen, wie Sie wissen, ja gar nicht mehr zu führen imstande gewesen sein konnte, weil er an jenem Vormittag bereits tot, ermordet war. Dieses Telefongespräch, die vollkommen überflüssige telefonische Anmeldung Owens, daß er in zwanzig Minuten im Aufseheramt sein werde, war vom Mörder nur zu dem Zweck erbracht worden, um dem „Prince of Wales“ sozusagen ein Alibi zu verschaffen. Denn aus dieser Anmeldung mußte für die Polizei sich die Folgerung ergeben, daß Owen sein Nachtquartier bereits verlassen hatte, und auf dem Weg zu seiner Behörde war, als er verschwand.“

Sie werden sich erinnern, daß ich Miß Rezia hinsichtlich dieses Telefongesprächs vernahm. Ihr anfängliches Zögern, die außerordentliche Aufmerksamkeit, mit der sie meine Fragen beantwortete, waren mir auffällig. Sie wußte, oder vermutete etwas, was ihr Sorgen, Furcht, Angst bereitete.

Doch ich glaube nicht, Borden, daß es notwendig ist, Ihnen die ganze Angelegenheit noch einmal in Detail auseinanderzusetzen.

Es genügt, wenn ich Ihnen sage, daß ich selbstverständlich auch Genslow und vor allem Bruce der Tat verdächtigte.

Bruce, das ist schon ein interessantes Kapitel. Ich gestehe, daß ich den Verdacht gegen ihn absichtlich verdrängte, um den eigentlichen Verbrecher in Sicherheit zu wiegen. Ich konnte das nicht anders bemerkstelligen, als alle beteiligten Personen ein wenig irreführen — auch Bruce selbst. Denn, wissen Sie, Borden — und damit sind wir beim Kernpunkt der Sache angelangt — Genslow und Bruce liebten beide Miß Rezia — und beide hatten von Anfang an Bradshaw in Verdacht, Owens Mörder zu sein. Um der Tochter willen suchten sie die Verhaftung des Vaters zu verzögern. Ich muß annehmen, daß sie ihn — jeder für sich — auf ihre Weise unschädlich zu machen suchten. Wahrscheinlich waren sie sich noch nicht recht klar darüber, wie sie das am besten bemerkstelligen sollten. Vielleicht wollten sie ihm Gelegenheit geben, sich selbst zu richten, wie er es ja schließlich auch getan hat. Sie haben die Arbeit der Polizei nicht gerade gefördert, aber auch nicht gefördert. Ich glaube, es war ihnen hauptsächlich darum zu tun, Zeit für Miß Rezia zu gewinnen. Als ich in Bruces Bureau Einsicht in den Brief genommen und mir den Mann genau angesehen hatte, der es auf sich nahm, einen so unerhört wichtigen Brief zu verstecken, nur um einer ausichtslosen Liebe willen, war ich meiner Sache sicher. Die Nachforschungen nach Bradshaws Leben und Vermögenslage habe ich auf eigene Faust betrieben. Er war ein Spieler, Spekulant, der seine Hände in tausend Geschäften hatte. Ein skrupelloser Verbrecher, eine jener seltenen Gestalten, die der Kriminalbiologie die größten Rätsel aufgeben... und vielleicht schon Kranke sind, da ihr Ich gespalten in zwei Teile zerfällt, von denen jeder sein eigenes Leben ohne Einmischung der andern Hälfte vollkommen selbständig zu führen imstande ist.“

Als ob dieses Gespräch eine magische Fernwirkung auf ihn ausgeübt hätte, war während der letzten Worte Dr. Crew ins Zimmer getreten, der physisch veranlagte Polizeiarzt, der zur Arbeitsgruppe Inspektor Bordens gehörte

und den technischen Dezerenten besonders in sein Herz geschlossen hatte, was sich durch häufige Privatbesuche kundtat. Er fiel auch prompt in die theoretischen Erörterungen ein und bemerkte lebhaft:

„Da haben Sie den schönsten Beweis dafür, daß der Mensch gut und böse ist, sozusagen in biologischer Reinkultur dargestellt...“

„Lieber Doktor“, warf Borden ein, „Ihre Gedanken mögen ja schön und weise sein, aber ich möchte doch lieber von Paine hören, wie er auf das Hotel „Prince of Wales“ als Zentrum der Anschläge verfiel, die mit diesem Falle in Verbindung stehen. Mich als Praktiker interessieren nur die konkreten Daten eines Verbrechens.“

„Es war natürlich eine Unvorsichtigkeit Bradshaws, ausgerechnet am Vincent-Square den ersten Anschlag auf mein Leben zu verüben. Da keiner der drei ermordeten Agenten in London zu Hause war, lag die Vermutung nahe, daß sie in einem Hotel in der Nähe der Victoria-Station abgestiegen sein mußten, wohin sie in der Folge eines sehr geschickt angelegten Planes gelockt und wahrscheinlich auch ermordet worden waren. Da sich am Vincent-Square nur das „Prince of Wales“ befindet, wurde es geradezu notwendig, sich mit diesem Hotel des näheren zu beschäftigen. Der Ueberfall am Vincent-Square war nach dem fingierten Telefongespräch Owens beziehungsweise Bradshaws der zweite Fehler, den ich in seinen Gewebe dieses Verbrechens entdeckte. Die Kopie des Briefes an Owen, der ihn nach England zurückbeorderte und ihm das „Prince of Wales“ als offizielles Wohnquartier nannte, hatte Bruce in seinem Besitz, und diese Kopie war es jedenfalls, die Sir Thomas, der sich gewiß schon mit dem Fall Delahaye beschäftigt hatte, den Beweis erbrachte, daß Bradshaw der Schuldige sei. Bradshaw war — wie ich aus den Grundbüchern festgestellt habe — ursprünglich Alleinbesitzer des „Prince of Wales“, da nichts auf Erden sich besser zur Zentrale einer Verbrecherorganisation eignet als ein Hotel mit Restaurations-, Bar- und Tanztee-Betrieb, in dem die Menschen kommen und gehen können, wie und wann es ihnen beliebt. Der Geschäftsführer des Hotels war natürlich mit im Bunde. Das Geheimnis des Zimmers Nr. 4 hatte Bruce leider noch nicht ergründet, sonst wäre er mir vielleicht zuvorgekommen. Daß Bradshaw in den Mordnächten Anstaltsdienst für den unter irgendeinem Grunde beurlaubten Wachmann leistete, wissen Sie. Die Entdeckung des geschickt angelegten Mechanismus in jenem Zimmer Nr. 4 ist Donobans Verdienst. Mrs. Genslow hat übrigens ihre Anteile mit dem gesamten übrigen Vermögen dem Schatzamt für öffentliche wohltätige Zwecke überwiesen. Sir Thomas hat seine Aktien verkauft, den Dienst quittiert und ist im Begriff als Privatmann nach China zurückzugehen. Der Kampf um die Macht lockt ihn an wie das Licht die Motte. Nun, vielleicht hat er wirklich Königsblut in den Adern. Vor allem aber wird er wohl Miß Rezia, das heißt Mrs. Genslow, zu vergessen suchen, die er liebte, und die er als echter schottischer Edelmann schätzte... auch gegen das Recht.“

### „Frauen-Opfer im Geheimdienst“

beginnt in unserer nächsten Nummer an dieser Stelle

Frauen haben als Spioninnen in Krieg und Frieden stets eine große Rolle gespielt. Viele Frauen haben diese gefährliche Tätigkeit mit ihrem Leben bezahlt. Fast alle haben hart eine Verhaftung, Entlarvung und Verurteilung zum Tode gestreift. Atemberaubend sind die Schilderungen der Erlebnisse der bekanntesten Spioninnen aus der Vorkriegszeit, der Kriegszeit und den letzten Jahren, die W. Munin zusammengetragen und mit deren Veröffentlichung wir in Nummer 13 der Sonntagspost beginnen. Teile Abenteuer, waghalsige Unternehmungen, listige, auf menschliche Schwächen und Leidenschaften sich stützende Ueberrumpelungen finden sich in diesen Schilderungen. Eine fesselnde Lektüre.



# Hebermorgen: Goethes 100. Todestag

## Goethe versteckt Ostereier

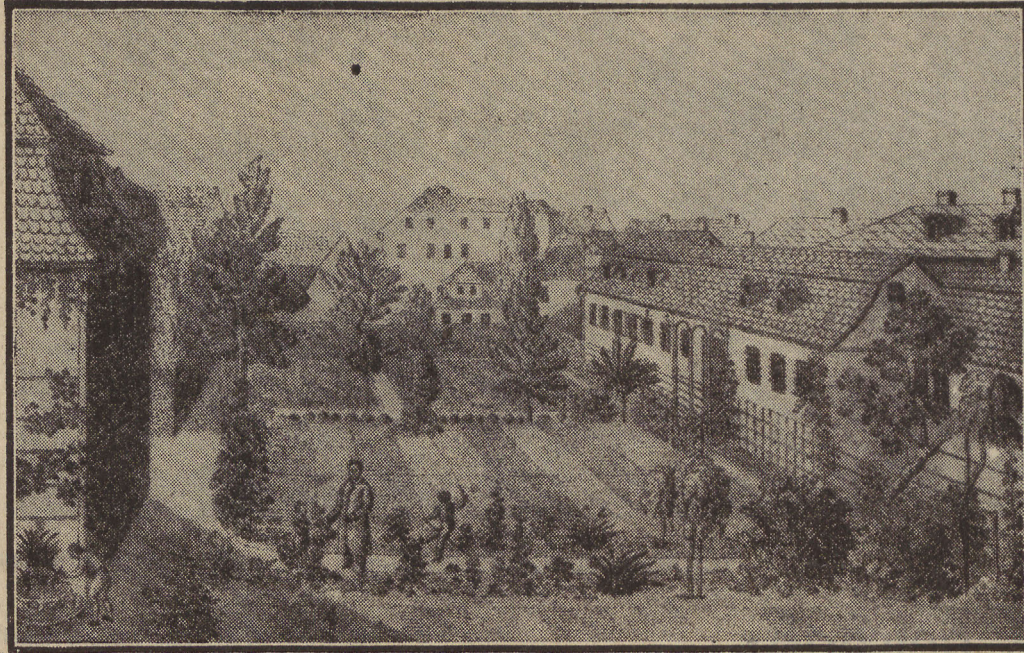
Der junge Goethe liebte die Kinder

Goethe, der Vielbeschäftigte, niemals Rastende, hatte für das Jungvolk immer Zeit übrig. Die Veranstaltung von Kinderfesten gehörte mit zu den Vergnüglichkeiten, an denen der Dichter großes Gefallen fand. Ein Sohn des Weimarschen Ministers von Frisch hat in späteren Jahren einmal Friedrich de la Motte-Fouqué ein solches Goethesches Kinderfest geschildert. „Da mußten ihm die näher Bekannten ihre Kindlein ohne weiteres — nicht Eltern, nicht Aufseher durften sie begleiten — anvertrauen. Es galt hauptsächlich geselligen Tanz. Goethe empfing in voller Hofgala seine Gästchen, die er alleamt „Ihr kleinen Menschengesichter“ zu titulieren pflegte. Er selbst eröffnete ganz feierlich den Ball mit einem der Dämchen. Nach dieser Feierlichkeit aber ließ er dem kindlichen Getriebe freien Lauf, doch so, daß er die „kleinen Menschengesichter“ als getreuer Aufseher keinen Augenblick aus den Augen verlor, ihren Tanz, ihre Genüsse bewachend, so daß keines Nachteil für Gesundheit oder Sitte zu erleiden hatte und dennoch allen unter dieser väterlich-gastlichen Obhut unaussprechlich frei und wohl zu Sinne war und sie auch wiederum zu rechter Zeit, gehörig abgekühlt und wohl eingepackt, heimbefördert wurden.“

In seinen „Lebenserinnerungen“ berichtet Karl von Lynker, wie Goethe in eigener Person Ostereier versteckte: „Ein in Weimar noch nie gesehenes Fest gab der Legationsrat Goethe am Osterheiligabend in seinem erst bezogenen, an den Oberweimarschen Wiesen gelegenen Garten einer Menge Knaben aus guten Häusern. In allen Winkeln des Gartens waren Orangen und bunte Eier versteckt, die wir aufsuchen mußten. Alles war erlaubt. Unsere Hofmeister, deren es damals viele gab, weil es nicht Sitte war, daß Söhne angesehener Eltern auf das Gymnasium gingen, schmauseten an einem besonderen Tische und durften uns nicht stören. Gegen Abend ließen sich dann zwei hohe, wandelnde Pyramiden sehen, welche mit Eiern aller Art, namentlich mit Bratwürsten, Karbonaden und dergleichen behangen waren. An diesen sprang die muntere Jugend in die Höhe, ruffte sich nach Belieben herunter, was ihr annehmbar erschien, und geriet vor Lust dergestalt außer sich, daß sie die eine umwarf, aus welcher zu allgemeinem Gelächter der leibhaftig storbene Bauminfektor Goethe, damals Paul genannt, hervorkroch.“ Da Orangen zu damaliger Zeit — es ist um das Jahr 1788 gewesen — eine überaus seltene und teure Frucht waren, kann man sich vorstellen, wie

beglückt die „kleinen Menschengesichter“ von der Festlichkeit nach Hause zogen.

Besonders ans Herz gewachsen waren Goethe die drei Knaben von Charlotte von Stein: Karl, Ernst und Fritz, die zu ihm so aufblickten, wie andere Kinder zu einem recht freigebigen Auerwäldchen des elterlichen Hauses. Die „Grasaffen“, wie er



Goethe mit den Enkelkindern in seinem Hausgarten

er nannte, besuchten ihn häufig in seiner kleinen Wohnstätte im „Garten am Stern“, spielten in diesem herum und blieben wohl auch einmal zur Nacht, um ein aufziehendes Gewitter bewundern zu können — die Zwischenzeit mit dem reichlichen Genuß von Eierkuchen ausfüllend. Bei einer solchen Gelegenheit schrieben sie mit ihrem Hauslehrer auf dem Boden unter dem Schindeldach, um am anderen Morgen heimzulaufen und der Mutter zu erzählen, wie schön alles gewesen. Wie kamen die Knaben mit leeren

Taschen zurück und als Goethe sogar eines Tages den Ältesten in der Kunst des Eierkuchenbadens unterwies, kannte das Entzücken keine Grenzen.

Im Jahre 1777 erschien plötzlich an Goethes Gartentür ein zwölfjähriger verwildelter schweizerischer Hütejunge, der eine Tabakspfeife im Munde hatte und einen schwarzen Spitz bei sich führte. „Peter im Baumgarten“ war sein Name und da er einmal einem Freunde Goethes das Leben gerettet, hatte dieser ihn um Beistand für den Knaben gebeten. Der Mann mit dem warmen Herzen bejahte sich keinen Augenblick, dem Wunsche dessen, der ihn gebetet, zu entsprechen. Und bereits zwei Tage nach Peters An-

des Herzens Emporfingende an die Bretterwand des Häuschens schrieb:

„Nehet allen Gipfeln  
Ist Ruh,  
In allen Wipfeln  
Spürest du  
Kaum einen Hauch;  
Die Vöglein schweigen im Walde.  
Warte nur, balde  
Ruhest du auch.“

D. 7. September 1780. Nachlied.“

„Einsam, über alle Wälder erhaben“, brachte Goethe in der Holzhütte die Nacht. Selbst ihm gelang es nicht allzuoft, wie in „Wandlers Nachlied“, mit so wenigen Worten „groß, aber einfach“ alles zu sagen, was ihn bewegte. Hier aber vollbrachte er es. Weil die Welt, die ihn

Es ist ganz einerlei, vornehm oder gering sein, das Menschliche muß man immer ausbaden.

Goethe

umgab, und seine Seele in innigster Harmonie zusammenwachsen konnten, weil sie einander nicht störend empfanden, ineinander reflexlos aufgingen und verschmolzen, bis es aus Seele und Landschaft zu singen begann...

Dieses Tal birgt heute noch den Abglanz Goethescher Empfindungen viel mehr als das vom Brand längst ausgelöschte und durch eine genaue Nachbildung ersetzt Häuschchen, an dem man die Originalschrift entfernt und ins Frankfurter Goethemuseum gebracht hat. Statt dessen findet man Tausende und aber Tausende Monogramme und Namen wenig andächtiger Wanderer, denen dieses Gefäß wichtiger war als der goethesche Blick ins Tal.

Dieses Gedicht, das mit seinen leise tastenden, einfältigen Worten fast schon wortlos ist und damit uns jenem Goethe nähert, der selbst bei

Kunst schrieb er an Kabater: „Der Junge ist jetzt mein und wenn ichs recht kann, so soll er, wenn ich die Augen zutun oder ihn verlasse oder er mich, von niemanden abhängen, weil er von allen abhängen fühlen muß.“ Leider waren aber die Erziehungsveruche, die an dem Wildling unternommen wurden, vergeblich, bis Goethe sich schließlich genötigt sah, ihn zu einem Wildmeister nach Jlmennau zu bringen.

Paula Kaldoweg.

Weifen lassen und stürzten nun im Alkoholrausch mit blanker Waffe die Treppe hinauf, in das Zimmer Goethes und drangen auf den Dichter ein.

Im selben Augenblick aber sprang Christiane Vulpius, begleitet von einem Weimarer Bürger, der im Goetheschen Hause Schutz gesucht hatte, über die Hintertreppe in Goethes Zimmer und warf sich mit aufopfernder Kraft den blanken Waffen der bewaffneten Soldaten gegenüber schützbringend vor den Dichter. Mit Hilfe des ihr geliebten Mannes brachte sie beide Soldaten von dannen. Sie hatte ihrem Goethe das Leben gerettet.

Am dritten Tage nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt schickte er seinen Boten mit einem Briefe zu dem weimarschen Hofprediger: „Diese Tage und Nächte ist ein alter Vorfall bei mir zur Reife gekommen: ich will meine kleine Freundin, die so viel an mir getan und auch diese Stunden der Prüfung mit mir durchlebte, völlig und bürgerlich anerkennen als die Meine.“

Und am Sonntag, am vierten Tage nach der unglücklichen Schlacht, führte er Christiane Vulpius, die schon achtzehn Jahre lang an seiner Seite lebte, in der Kirche zu Weimar vor den Altar. Er, der gesagt hat, daß der wahrhaft große Mensch das Gelebe in sich trägt, beugte sich den bürgerlichen Gesetzen.

Sein Trauring trug das Datum des für Preußen schicksalsschweren Tages des 19. Jahrhunderts: des 14. Oktober 1806, des Tages der Schlacht von Jena und Auerstädt, dem die Schreckensnacht folgte, in der ihn Christiane mit ihrem Leibe vor dem Tode bewahrte.

Hermann Ulbrich-Hannibal.



Walter v. Goethe, des Dichters Enkel

haupte, daß seine schönsten Verse die wären, die er nie hingeschrieben hätte, ist ein deutsches Kleinod. Wer es versteht, auch nur eine Stunde lang das Tal mit Andacht zu umfassen, aus dem diese wunderbaren Verse sanft wie ein Atemzug Gottes stiegen, der weiß, daß er noch eine für Schönheit und Freude empfängliche Seele besitzt, denn ein Meister dieser beiden Gefühle, Schönheit und Freude, war Goethe; in ihnen spürte er die Harmonie, das Ebenmaß aller Dinge, und er wußte, daß vor einem schönheitsstrunkenen Auge und einem freudigbewegten Herzen jede Jammerstimmung wich. Gott selbst war ihm in diesen beiden Gefühlen enthalten.

Fünfundzwanzig und mehr Jahre vergingen, ehe das Wort „Warte nur, balde...“ sich an ihm erfüllte. Zehn Jahre vor seinem Tode sagte er einmal zum Großherzog: „Oh, achtzehn Jahre und Jlmennau.“ Keine Landschaft hat Goethe so innig geliebt wie diese; das Tal um den Hermannstein war der Hafen seiner einsamsten und entrücktesten Stunden.

Seinen letzten Geburtstag feierte Goethe in Jlmennau. Der einsame Zweiundachtzigjährige stieg zum letzten Male zu Berge. Sein Weg führte zum Kichelhahn. Ein halbes Jahrhundert verging darüber. Unberwandelt aber, wie noch heute, ragte friedestill der Wald aus den Schluchten bis zu den sanften Kuppen des Gebirges. „In allen Wipfeln spürest du kaum einen Hauch...“

Nun war sein ganzes Wesen längst verklärt und still wie dieser Wald.

## Warum Goethe sich verheiratete

Christiane rettete ihm am Tag der Schlacht von Jena das Leben

Es war am 14. Oktober 1806. Der Korps stand mit seinen Truppen den Preußen bei Jena und Auerstädt gegenüber, schlug sie in blutigem Ringen und trieb sie zum Rückzug.

Im Schlosse des thüringischen Residenzstädtchens Weimar hielt der regierende Minister Johann Wolfgang von Goethe Wacht. Unaufhörlich drang der Kanonendonner von der naheliegenden Schlachtfelder an sein Ohr. Er fürchtete um seinen Herrscher, um seinen Freund und Gönner, den Herzog Karl August, mit ihm die Herzogin Luise, die allein außer ihm im Schlosse zurückgeblieben war, während der Hofstaat und die Beamten geflohen waren.

Langsam ging der schicksalsschwere Tag, der den Preußen eine so große Niederlage gebracht hatte, zur Reize. Die feindliche Heeresmacht näherte sich nach ihrer siegreichen Schlacht der thüringischen Residenz.

Im Siegesgefühl zogen die französischen Jäger und Husaren in die Stadt ein, setzten die Häuser in Brand und plünderten die Wohnungen. Dem Minister von Goethe gelang es jedoch, sein Haus auf

tete seine Freundin Christiane Vulpius, um ihnen allen Essen vorzusetzen und Nachtlager zu bereiten.

So brach im Goethehaus in Weimar die Nacht nach der Unglückschlacht von Jena und Auerstädt heran. Um Mitternacht klangen kräftige Kolbenstöße gegen die Tür des Goetheschen Hauses. Zwei französische Tirailleure verlangten Einlaß. Die einquartierten Kavalleristen wiesen sie jedoch ab. Aber die Tirailleure gaben sich damit nicht zufrieden, sondern schlugen statt dessen mit ihren Gewehrkolben noch mächtiger gegen die Tür. Goethes Sekretär öffnete ihnen nun und gab ihnen Essen und Trinken.

Die beiden Franzosen stärkten sich und verlangten dann im Rausche ihres Sieges den Hausherrn von Goethe zu sprechen. Der Dichter erschien auch im Schlafrock, ein Licht in der Hand, auf der Treppe. Jedoch seine ehrwürdige Gestalt flößte den beiden französischen Soldaten Respekt ein, so daß sie auf seine Frage, was sie noch mehr wünschten, keine Antwort gaben.

Goethe zog sich wieder in sein Zimmer zurück. Nun fingen die beiden napoleonischen Soldaten an, größeren Lärm zu schlagen und Betten zu verlangen. Der Sekretär machte ihnen klar, daß schon sechzehn Soldaten in diesem Hause untergebracht wären und daher keine Betten mehr zur Verfügung ständen.

Die beiden Franzosen wollten sich aber nicht ab-

ALFRED HEIN:

## „Über allen Gipfeln ist Ruh'...“

Zimmer wieder zog es Goethe nach Jlmennau. Hier suchte er die Einsamkeit. Hier entspannte sich jedesmal seine Seele: „Auf dem Kichelhahn habe ich mich gebettet, um dem Wust des Städtchens, den Klagen, dem Verlangen der Unverbesserlichen, dem Verlangen der Unverbesserlichen, dem Verlangen der Unverbesserlichen auszuweichen. Es ist ein ganz reiner Himmel, und ich gehe, des Sonnenunterganges mich zu freuen...“

Ich folgte diesen Spuren nach auf meiner letzten Thüringer Wanderung, wie er am Abend: von Jlmennau am Gabelbacher Forsthaus vorüber, wo Goethe seinen Herzog manchmal plötzlich verließ, um allein zum Gipfel zu steigen, wenn er mit ihm zur Jagd hier weilte, nachdem sie das Bergwerk im Tale besichtigt hatten. „Der Herzog geht auf Girsche, ich auf Landschaften aus...“ Nach Stunden traf man den jungen Dichter dann mit weitentrücktem Gesichte, die ihn entzückende Landschaft abzeichnend.

Goethe war am Tage des Gedichtes dem Weimarer Trubel der Geburtstagsfeier des Herzogs entflohen und gen Abend in der weltverlorenen Jagdhütte gelandet, zu der ein hoher Döngang



Goethe mit dem Sohn der Frau v. Stein

dem Frauenplan vor der Zerstörungswut der Feinde zu bewahren. Deshalb suchten im Hinterhause ihres Dichters und Ministers ängstliche Weimarer Bürger vor den feindlichen Soldaten Schutz.

Außer ihnen bezogen aber noch sechzehn elfstündige Kavalleristen bei ihm Quartier. Unermüdet arbeit-



# Aus Stadt und Land

## Ostpreussisches Tagebuch

Mit einem „Uff“ der Erleichterung sehen wohl alle lieben Ostpreußen auf die große Wahl zurück. So will ich wenigstens hoffen. Denn schließlich kann ja der Mensch nicht immer mit den lieben Nachbarn in Fehde leben. Nach den harten Kampfjahren muß es schließlich doch auch wieder Stunden geben, in denen man sich einigermaßen verträgt. Jetzt, nachdem Badding große Töne geredet hat, hoffe ich, daß wieder Mudding das Wort hat, die alle erhitzten Mitglieder der Familie um den runden Tisch versammelt, zumal der Osterhase draußen an der Tür kratzt.

Schön ist anders, muß man sagen, wenn man noch heute überall in Königsberg Wahlplakate und kleine „Spudzetteln“ an Häusern, an Schaufenstern, an Türen und Wänden kleben sieht. Was haben sich die armen Kandidaten, die auf den Plakaten prangten, alles gefallen lassen müssen. Man klebte ihnen die andere Meinung als Etikett nicht nur auf Brust und Bauch, nein, auch mitten auf die Nase. Und die Berse, die auf den kleinen Zetteln standen, waren meistens so schauerlich, daß der alte Goethe, dessen Jubiläumsjahr wir feiern, sich sicher tausendmal im Grabe herumgedreht hat. Die Wahlzettel und Wahlproschüren, die schließlich jedem in den Briefkästen gesteckt wurden, reichen sicher eine ganze Weile....

Weißer Kleider und rote Mützen. Zwei Farben, die in diesen Tagen der Großstadt wie der übrigen Provinz ein wenig freundliche Lippen aufsetzten. An der Steindammer Kirche standen die Leute in dichter Menge, als die jungen Mädchen in weißem Kleid andächtig zur Einnistung zogen. Diese schöne, schlichte Kirche aus der Ordenszeit — für mich die schönste Kirche von Königsberg — sieht heute in das Gewirr der Autos, elektrischen Bahnen, Lichtreklamen und tausender Fußgänger genau so würdig wie einst vor Jahrhunderten in die Landschaft, als sich noch um die alte Acker breitete mit wenigen Häusern, und hier die Menschen des Mittelalters Andacht hielten, ehe sie gen Westen oder Osten zogen. Die Kirche mahnt, daß es über dem Treiben dieser Tage etwas Ewiges gibt, das den Tag überdauert. Man hofft, daß die jungen Menschen, die jetzt zur Einsegnung zogen, ihr Leben hindurch sich dieses Gefühl bewahren. Man hofft auch, daß die jungen Menschen, die jetzt stolz eine rote Abiturientenmütze sich auf den Kopf setzten und die Brust mit Alberten schmückten — eine schöne Sitte, die es übrigens fast nur in Ostpreußen gibt —, wenigstens ein Stück Erfüllung der Träume erleben, die sie trotz aller Not der Zeit mit prachtvoller Jugendhoffnung hegen.

Denn das Leben wartet heute nicht mehr, wie einst als ein leuchtender Garten. Es ist ein Labyrinth geworden, durch das man sich mühsam und mit harter Entschlossenheit hindurchfinden muß. So gibt es denn heute wieder Schicksale wie in fernen Tagen als deutsche Jugend in fremde Dienste treten mußte. Da lese ich in einer Berliner Zeitung die Schilderung eines Deutschen, der im französischen Hafen Cherbourg auf die „Verengaria“, den uns durch das Versailler Diktat abgenommenen, früheren deutschen Dampfer „Impetator“ wartet. Während der Wartezeit läuft ein amerikanischer Kreuzer ein, die „Pittsburg“. Der Deutsche läßt sich mit den amerikanischen Matrosen in ein Gespräch ein und siehe da, es finden sich vier Fische in der See aus dem Memelgebiet, die seit drei Jahren schon in der amerikanischen Flotte dienen.

Andere Jugend verfällt wieder in ihrem Tatendrang auf reichlich Abenteuerliches. Drei junge Marienburger haben sich zu einer Werbefahrt zu Rad aufgemacht, bei der sie 12 000 Kilometer in zweieinhalb Jahren zurücklegen wollen. Jetzt sind sie schon in Berlin eingetroffen und die Berliner Zeitungen haben ihr Bild gebracht mit den Schildern an den Rädern „Werbefahrt für unsere Heimat Ostpreußen Marienburg“. Die Fahrt soll über München, Wien, Budapest, nach Italien, Spanien, Nordafrika, zurück über Portugal, Spanien, Südfrankreich, die Schweiz und Holland gehen. Hoffen wir das Beste! Wünschen wir überhaupt jeder Jugend: „Glückliche Fahrt ins Leben!“

Peter Alk.



Mittagsrast des Holzällers

Aufn. Goetze-Steindamm

## Es geschah:

### Im Regierungsbezirk Königsberg:

Zum 70. Geburtstag des bekannten Führers der ostpreussischen und gesamtdeutschen Landwirtschaft, des Präsidenten Dr. Brandes, fand in Königsberg ein Festakt statt, bei dem ihm der Adlerjubiläum von der Reichsregierung verliehen wurde. — In Königsberg begann die Tagung des ostpreussischen Provinziallandtages, die der Oberpräsident Dr. Siehr mit einer großen Rede gegen die polnischen Drohungen eröffnete. — Die dritte Eskadron der 1. Preussischen Kavallerie, die bisher in Gumbinnen in Garnison stand, ist nach Königsberg verlegt worden. — Anlässlich des Wahlkampfes wurden wegen Sachbeschädigung durch Klebezettel und ähnlicher Vergehen rund 200 Personen in Königsberg dem Schnellgericht zugeführt. — In der Nähe von Lohberg wurde ein Besitzer von mehreren Burschen überfallen und zur Herausgabe seiner Barschaft in Höhe von 80 RM gezwungen. — In Braunsberg gingen die Pferde eines Schlittens durch und raffen in ein Schaufenster; beide Pferde erlitten erhebliche Schnittverletzungen. — In Allenberg wurde eine Pflegerin als Diebin entlarvt, die mehreren anderen Pflegerinnen Wäsche und Geld gestohlen hatte. — Die Autobuslinien von Heiligenbeil aus mußten sämtlich stillgelegt werden, nachdem die Wagen im Schnee stecken geblieben waren. — In Rastenburg vergiftete sich eine nervenranke Frau durch Klefala. — In Ponnart vergiftete sich aus unbekanntem Gründen die Frau eines Ingenieurs mit

ihren beiden Kindern durch Leuchtgas; aus Verzweiflung über den Tod seiner Familie nahm sich auch der Ingenieur das Leben. — In Nordenburg wurde während der Uebungsstunde des Gemischten Chors der Polz eines Mitgliedes gestohlen; die Diebe konnten auf frischer Tat festgestellt werden. — Die Stadtverordnetenversammlung in Mühlhausen beschloß, auf dem Marktplatz ein Kriegerdenkmal, dessen Entwurf von dem Bildhauer Threyne stammt, aufzustellen. — In Wehlis schlug ein alter Fechtbruder das Schaufenster einer Konditorei ein und ließ sich von der Polizei freiwillig festnehmen, um ein Unterkommen bis zum Frühling zu finden. — Bei Wapendorf sind bereits die ersten Stare beobachtet worden. — Nach einem größeren Schweineverkauf wurde ein Besitzer in Abbau Heilsberg von vier Männern überfallen, durch Pistolenhiebe verletzt und des Geldes beraubt.

### Im Regierungsbezirk Gumbinnen:

In der Sakristei der Kirche in Skaisgirren brach ein Feuer aus, das durch einen überheizten Ofen entstanden war. — In Ragnit mußten nach einer Vereinsveranstaltung eine ganze Anzahl der Gäste feststellen, daß von unbekanntem Täter ihre Mäntel gestohlen waren. — Die Ausschreibung der Direktorstelle an der Berufsschule in Tillit hat 120 Bewerbungen gebracht. — Ein selten schönes Nordlicht wurde von Goldap aus am Horizont beobachtet; diese Naturerscheinung tritt nur bei starkem Frost auf. — Die Kreisfischenzucht in Ragnit, die kürzlich ihren Besitzer gewechselt haben und schon über 100 Jahre bestehen, sollen wegen Mangels an Rohstoff abgebrochen werden. — Das Büro der Gas-

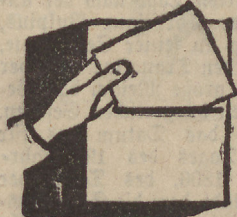
anstalt in Ragnit wurde von bisher unbekanntem Täter heimlich durch die aus den Schreibzettel 23 RM Wechselgeld stahlen. — In Treuburg wurde ein Student, der von einem Kommerz nach Hause ging, von mehreren maskierten Männern überfallen und niedergeschlagen, so daß er bewußtlos liegen blieb. — In der Kurve bei Neuhof — Kaulen fuhr der Autobus der Kleinbahn gegen einen Telegrafenmast, wobei die drei Insassen leicht verletzt wurden. — In Sedenburg wurde eine Privatschule von Sexta bis Untertertia gegründet, da die gehobenen Klassen der Volksschule aufgehoben worden sind. — In Goldap wurde ein Lehrling überfallen und durch einen Messerstich am Kopf schwer verwundet; es dürfte sich um einen politischen Raubakt handeln.

### Im Regierungsbezirk Allenstein:

Die Allensteiner Polizei veranstaltete an einem Morgen eine Razzia durch die um Allenstein herumliegenden Feldgemeinden, wobei acht Personen zwangsgestellt wurden. — In Angerburg ist es zu schweren politischen Ausschreitungen gekommen; zwei Nationalsozialisten wurden von den Kommunisten durch Messerstiche verletzt. — In Königsberg brach in einem Wohnhaus ein Großfeuer aus; ein altes Holzgebäude und ein neues Massivhaus wurden vollkommen eingeebnet. — Bei dem Versuch, die polnische Grenze zu überschreiten, wurde ein Untersuchungsgefangener, der kürzlich aus dem Dsteroder Amtsgerichtsgefängnis entwichen war, wieder verhaftet. — In Löben entwendete ein Malergehilfe einem befreundeten Fahrradhandler die Geschäftsschlüssel und versuchte einen Einbruch in den Laden, der jedoch durch die Polizei vereitelt werden konnte. — Beim Holzfahren auf dem Seytersee brach ein Fuhrwerk durch das Eis; der Rutscher konnte sich retten, während die Pferde ertranken. — Im Bommersee, dessen Eisbede ungefähr 50 Zentimeter stark ist, wurde, wie auch in anderen masurenischen Seen, ein großes Fischsterben festgestellt. — Ein gewaltiges Großfeuer vernichtete in Rheinow ein das gesamte Wirtschaftsgebäude des Fleischhauers Petrich vollständig; der große Viehbestand konnte gerettet werden. — In Zielasse griff ein Schneidwerkzeug einen Fährigen Jungen auf, der sich bei einem Schulausflug von Lohd aus verirrt hatte. — In Teistimmen vergiftete sich ein Kassenleiter des Bischofsburger Arbeitsamts mit Strichnien.

### Im Regierungsbezirk Westpreußen:

In Grunau erhielt die Ehefrau Groß zur Geburt des zwölften lebenden Kindes eine Erziehungsbeihilfe von 200 RM. — Das Elbinger Schmutzgericht verurteilte den wegen der Ermordung der Schülerin Ilse Legal angeklagten Paul Schmanski zum Tode. — Der Inspektor des Gutes Mienthen wurde bei Nachforschungen nach angelegten Holzstapeln von zwei Männern überfallen und niedergeschlagen. — Dem Grundbesitzer Schlichting in Gr. Krebs wurden aus dem Hüherfall 37 Hühner gestohlen. — Auf eine anonyme Anzeige hin wurde von der Landjägerin in Pestlin festgestellt, daß die Arbeiterin J. ein von ihr totgeborenes Kind in der Stube unter dem Kamin vergraben hatte. — Ein Einwohner von Marienburg hat für den Ersten Bürgermeister Bawelz eine Urnstette gestiftet. — Für das neunte lebende Kind des Reichsbahnarbeiters Schwarz-Marienburg hat der Reichspräsident die Ehrenpatenschaft übernommen.



## Fragen Sie — Wir antworten

### Der Briefkasten der Sonntagspost

#### Gerda K., Königsberg.

Liebe Sonntagspost! Hocherfreut empfing ich heute 10 März als 1. Preis für die Wochenpreisaufgabe. Ich habe noch nie das Glück gehabt, einen Preis zu bekommen. Um so größer ist die Freude, da morgen meine Einsegnung stattfindet und das Geld in dieser schweren Zeit eine nette Beihilfe dazu ist.

Daß bei der Auslosung der 1. Preis unserer Wochenpreisaufgabe diesmal so besonders glücklich gefallen ist, hat auch uns sehr erfreut. Da gratulieren wir noch schön zur Einsegnung und wünschen, daß das Glück nun nicht mehr von Ihrer Seite weichen möge.

#### von K., Landsberg.

... Nun habe ich bereits 6 Aufgaben authentisch richtig gelöst!

Die überwiegende Mehrzahl unserer Leser sendet uns richtige Lösungen ein. Das Los muß darum unter allen diesen entscheiden. Sie werden daher nicht der einzige sein, der bisher trotz richtiger Einsendungen noch keinen Preis erhalten hat. Aber wir bitten Sie, das Raten unserer Preisaufgaben nicht aufzugeben, einmal fällt das Los vielleicht auch auf Sie.

#### G. L., Gerdauen.

Bezugnehmend auf den Artikel „1932 ein Jahr der Schlantheit“ in einer der letzten Nummern der Sonntagspost hätte ich gern gewußt, ob es auch in Königsberg Salons gibt, die Einrichtungen zum Schlankwerden haben.

Für Paraffin-Bäder, von denen in unserem Artikel die Rede war, sowie für die angeführten Salzmassagen gibt es unseres Wissens in Königsberg keine besonderen Salons. Jedoch sind diese Bäder und Massagen in der Kurbadanstalt, Vorstädtische Langgasse 6, und in der Privatklinik von Frau Professor Gerber, Range Reihe 12, erhältlich.

#### A. S. in G.

Ich habe ein Paar Schuhe von Mitte November bis jetzt bei mir hängen, die nicht abgeholt werden. Wie lange müssen sie hängen, bis ich sie verkaufen kann? Der Verkäufer scheint sich nicht mehr zu melden.

Sie haben ein gesetzliches Pfandrecht wegen des Ihnen zuzehörenden Werklohnens und können die Schuhe nach den Vorschriften über den Pfandverkauf (Versteigerung nach Zubringer Androhung an den Schuldner) verwerten.

#### A. J., Mohrungen.

Mein Vater hatte im Jahre 1920 sein Haus verkauft, um eine Resthypothek mit Aufwertung von 1000 RM zu erhalten. Da mein Vater in den Jahren 1924/25 eine Wohnfahrtsunterstützung bekommen hat und im vorigen Monat gestorben ist, verlangt das Wohnfahrtsamt von mir als Erbe den Betrag von 800 RM.

Wenn Ihrem Vater tatsächlich nur bis 1925 Unterstützung gezahlt ist, können Sie der Erfüllungsforderung gegenüber den Einwand der Verjährung machen. Derartige Forderungen verjähren in vier Jahren, vom Ablauf des Jahres gerechnet, in dem die Forderung entstanden ist.

#### F. S., Königsberg.

Ich muß 40 RM monatlich Raten abzahlen, kann nach den Kürzungen durch die Notverordnungen aber nur noch 20 RM aufbringen.

Wenn Sie Raten, zu deren Zahlung Sie sich verpflichtet haben, schuldig bleiben, treten die Folgen ein, die in dem Abzahlungsvertrag, den Sie sicher geschlossen haben, für diesen Fall vorgesehen sind. Auch wenn nichts Besonderes vereinbart ist, können fällige Raten ausgestellt werden. Für eine ausgelagerte Forderung können Sie dann gepfändet werden. Abhilfe verspricht daher nur eine gütliche Vereinbarung mit Ihrem Gläubiger, der Ihrer Notlage

wahrscheinlich Rechnung tragen wird, wenn Sie sonst ein guter Zahler sind und wenn seine Lage ihm einen Aufschub der Zahlungen gestattet.

#### S. R. 102.

Ist ein Schuldschein, der bereits 5 Jahre läuft, bis heute aber noch nicht verstempt ist, anfechtbar? Kann der Gläubiger strafbar gemacht werden und wie hoch stellt sich die Strafe?

Ein Schuldschein wird durch die Nichtverstemmung in seiner Gültigkeit nicht berührt. — Die Stempelsteuer für das Darlehen beträgt, da in Ihrem Schuldschein die Angabe einer Rückzahlungsfrist fehlt und anzunehmen ist, daß das Darlehen länger als ein Jahr in Anspruch genommen wird, ein Sechstel Prozent der Darlehenssumme, steigend in Abstufungen von 50 zu 50 Pfg. Es ist dringend ratsam, die Nachverstemmung bei einer hiesigen Steuerberaterstelle sofort zu bewirken. Geschieht dies nicht, so können Sie, wenn die Stempelsteuerstelle Kenntnis von dem Vorgang erhält, nach Paragraph 12 des Preussischen Stempelsteuergesetzes mit einer Geldstrafe bestraft werden, die dem zehnfachen Betrage des hinterzogenen Stempels gleichkommt. Die verwirkte Geldstrafe trifft sowohl den Unterzeichner als auch den Aussteller der Urkunde, und zwar jeden von ihnen im vollen Betrage.

Wir bitten, alle Briefkasten-Anfragen mit genauer Anschrift des Abenders zu versehen, da wir nicht alle Antworten an dieser Stelle, sondern einige auch brieflich geben.

## Die Sonntagspost gratuliert:

- Herrn Dr. Ernst Stasfing, Darkehmen, zum 54. Geburtstag;
- Frau Gertrud Böhm, Königsberg, zum 56. Geburtstag;
- Frau Beria Würtemberg, Berlin, zum 47. Geburtstag;
- Herrn Adolf Sommerich, Königsberg, zum 75. Geburtstag;
- Herrn Ernst Sennig und Frau Elli, geb. Wäzmer, Königsberg, zur Geburt einer Tochter;
- Herrn Staatsanwalt Gerhard Herrmann und Frau Gertraut, geb. Salomon, Lohd, zur Vermählung.



# De Wittchen ZEITUNG

Für ostpreussische Mundart, Humor und Satire

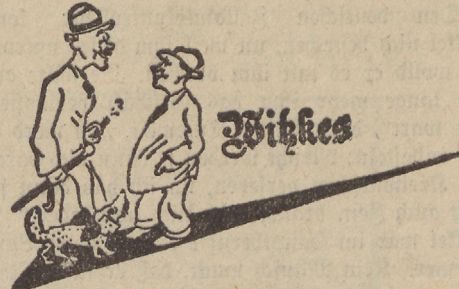
Beilage der Ostpreussischen Sonntagspost

## De Goardeheft

Wenn man önnem Woold deist goahne,  
 Dnn doa anne Böm' blöfft stoahne,  
 Geiht dat boawe: „Taf, taf, taf“,  
 Dnn denn wedder: „Pac, pac, pac“,  
 Hoch doa boawe öüne Fich!  
 Kloppt onn hoamert Boagel „Spicht“!  
 He ös Böttcher manke Bängel,  
 Dnn wie de opp Tonn onn Bängel,  
 So he oppe Böm' rommdämmert,  
 Flietig kloppt onn flietig hämmert,  
 Dromm — dat moaf öc nu bekannt —,  
 Ware Böttchers „Spicht“ genannt!

Buer Kruus enn Groot Oylähme  
 Deed so geern moal eenem nähme,  
 Stammgast wör he ennem Krooch.  
 Dnn doa frög he nie genooch.  
 Wenn he dichtig öungenoahme,  
 Des dat öc oft börgefoame,  
 Dat he annre Lieb' manchmoal,  
 Opgetoage tom Standoal!  
 Dawends torfelt dänn noahuns  
 Doll besoape Buer Kruus;  
 Dnn am Hus an eene Öc  
 Wör e öhle Goardeheft,  
 Doa ös Kruus oft rönngetrubelt,  
 Wänn tehus he käm bedudelt!  
 Wedder moßd emm Krooch he goahne,

Dnn hoal kund he nöch mehr stoahne,  
 Wör so röchtig good emm Stiem,  
 Als herönnkäm Böttcher Ziem!  
 Kruus de grönsd emm öun't Gesicht,  
 Säd: „Goo'n Dag öc läwer „Spicht“!  
 Doa wart Ziem dem Kruus erwöfche  
 Dnn emm dichtig eene löfche!  
 Nu gäv dat e Kloppeie,  
 Wo mien Ziem wör fix borbie,  
 Hadd dem Kruus de Frät terschunde,  
 De mör schnell noa Hus barschwunde!  
 Dags dropp wait he söch befähne,  
 Dnn woßd nöch wait emm geschähne,  
 Dochd, dat wedder he moal sehr  
 Denn sien Heß gefalle wör,  
 Dnn he nähm sien Lieb' herann,  
 Alle moßde Mann far Mann  
 De öhl Heß herunnerkreese,  
 Denn de Kruus wör forchtboar beese!  
 Ennem Krooch wait he vartälle,  
 Dat he wie enn fröhre Fülle  
 Enn sien Heß gefalle wör,  
 Dnn dat de geteppft dorför — —  
 „Wünsch“, so lachd de Kroochwirt froh,  
 „Sägg, wat schabberst emmerto,  
 Denn, dat öß ons lang' bekannt:  
 Diene Heß wör Ziem sien Hand!“ eka.

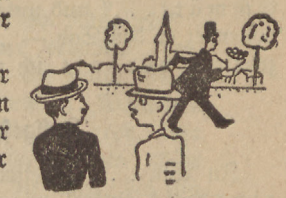


**Vorsichtig.**  
 „Ihr Mann trägt ja in letzter Zeit sein Haar so ganz kurzgeschoren, Frau Greulich?“  
 „Da könnense man kicken, wie feig der Krät ist!“

**Merkwürdig.**  
 „Hat de Edith wirklich e geheimem Kummer?“  
 „Natierlich. Hat se denn noch nusch mit dir driebler jeschabbert?“

**Ewig wechselnd.**  
 Der Lehrer: „Also Menschen, die immer ruhelos von Ort zu Ort wandern, die niemals lange an einem Platz ausharren können, nennt man Nomaden! Kann mir einer ein Beispiel nennen?“  
 Frisch en: „Unse Dienstmargellens, Herr Lehrer!“

**Daher.**  
 „Warum läuft denn der Baron im Zylinder herum?“  
 „Heute heiratet der dritte Mann seiner vierten Frau die zweite Tochter aus dritter Ehe seiner ersten Frau.“



**Kathrinche on de Kuckuckuhr**  
 Do wär emoal enn onfre Gegend  
 E öhl Kathrin opp eenem Goot; —  
 De hatt' niz bonne Welt gefehne  
 Dn trigt hüd do dat Gnoadebrot.

Se fingst dorst' opp Befööl moal foahre  
 Noah Rauschen to dem Öhmte henn;  
 Et wär nich leicht, se to bewäge, —  
 Doch schließlich do gelang et dänn. —

Als allens fitt bie'm Medbagäte,  
 Do kreeg Kathrinche eenem Kud,  
 Denn hinder ehrem Rude plezlich,  
 Do reep e Boagel „Ku—ku—ku!“

„Nanu? — To Östern hier e Kuckuck?“  
 Ehr Öhm zeigt opp e kleine Uhr, —  
 „Jä“, meent he, „wenn de Ziet gekoame,  
 Dänn schriet he foorts enn eene Tour!“

„Wo es de Kuckuck?“, fragt Kathrinche,  
 Befidit de Klok von alle Ziet.  
 „Nä“, — seggt de Öhm, — „De huckt  
 do benne,  
 Domet dat Uhrwerk recht he süht!“ —

„Dorum od!“ — meent Kathrin mit  
 ehrlieh, —  
 „Öns Regulator kukukt nicht,  
 Weil de Ögluter sienem Kuckuck  
 Von hinde häwt doropp gepicht!“

Fr. Bratke.

## Die blödsinnigen Bewegungen

Vor dem Arzt sitzt ein blasser Jüngling.  
 „Was fehlt Ihnen?“  
 „Ach, Herr Doktor, ich hab' doch solch dammige Schmerzen!“  
 „Dann beschreiben Sie mir diese mal!“  
 „Sehns, Herr Dokter“, sagt der Jüngling und bleibt steif und schüchtern sitzen, „wenn ich den rechten Arm krumm mach und ihn nach vorn stoß, und denn dem linken Arm krumm und ihn nach rückwärts stoß, gleichzeitig e krummen

Puckel mach und zweimal mitte Schultern schlader, denn tut es mir immer unterm Halsche weh!“  
 Dabei zeigt der junge Mann auf sein Brustbein.  
 „Am Gottes willen“, schrei der Arzt, „warum machen Sie denn auch solch blödsinnigen Bewegungen?“  
 Der Jüngling sieht den Doktor verwundert an:  
 „Ja, wie soll ich denn sonst in meinem Zipfert reinkommen?“

**Auseinandersetzung.**  
 „Wenn das so weitergeht, mein Bester, dann werde ich Sie entlassen müssen. Daß Sie im Dienst schlafen, nun gut. Aber daß Sie dabei so laut schnarchen, daß Sie den Chef wecken, der im Nebenzimmer arbeitet, das geht auf keinen Fall.“

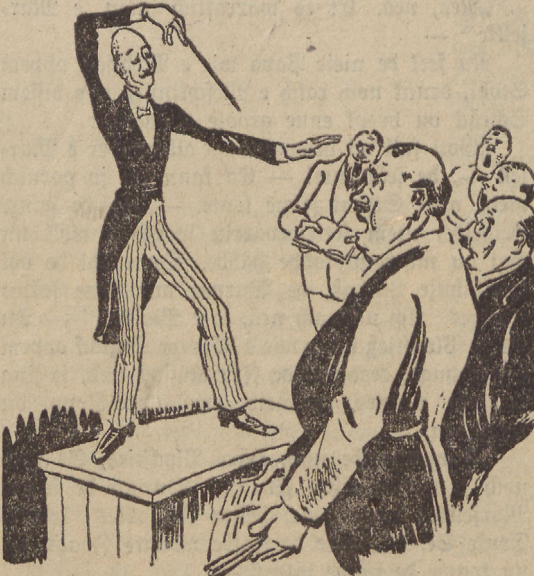


## Kaluddrigkeit dirigiert

Verehrte Leserschaft! Nu hab ich mir all e ganze Zeit nich viel um unserm Gesangverein „Suppeidie“ gekümmert und nusch neis mit de Brieder eingetrichert. Deshalb ging ich denn am Montag friehzeitig los — das heiß, ich wollt losgehn —, und grad's wie ich mir dem rechten Schuh angeprems hab, da haut mir das doch mit eins inne rechte Wad ein, daß ich rein dachd, mich hat e giftige Ratter gestochen! Heernse, das war bleicht e Gesiehl. Ich hadd nämlich dem Krampf getrichert. Ich bin inne rich rumgehoppft wie e verrückgewordnes Rängeruh. Dem einen Kofchel, dem wo mich spiech, hielt ich inne Geh und wollt dem Schmerz mit Knüllen verschichern. Aber nusch war. De Klara kam auf mein Getrampel foortz neugierich kicken und die dachd, ich hab dem Weitzanz. Zuwas der so heiß, hab ich mir all lang dem Deetz zerpriekelt, ob der nu so nach dem Filmleinwandbespieler Conrad Weidit sogenannt wird, kann ich mir nich denken, denn das is doch kein Tänzer nich.) Ich beruhigt ihr und jagd, daß ich dem Krampf hab. Nu hat meine Mijsche, de Klara, bei solche Gelegenheiten immer gleich e Pungel Hausmittelchens parat, wo natierlich de meiste davon nusch daugen. Auch hier wußd je gleich Rat und endlich gab der krättsche Krampf seine Piesackerei auf und verschwand. Nu mißd ich rennen, daß

ich zu paß kam, um de Notenbieder zu verteilen. Ich hab von meine Wohnung durch de halbe Stadt zu joden, denn vom Lebnicht bis aufem Nachtigallensteig is e ganz scheenes Endche zu scheesen. Wir haben nämlich das Fehungslokal gewechselt, weil die alte Klasterje Drahttomob keinem vernünftigen Ton mehr von sich gab. Verspakt wie der alte brasselje Klimperkasten war, hadd ja einer Angst, sich ranzuhuden, daß es ihm nich amend wo auffe Heffen fällt.  
 De Hälst bonne Sangesbrieder war all versammelt und es war e Gebraßsch und e Trara im Laden, doller als im Reichstag. Nu spuld se noch aller de Wadh im Dassel rum und darieber haddn se nu ihre Meinungen auszutauschen. Einem und dem andern war natierlich de Wahl nich richtig verlaufen, einer hätt dem, e andrer gern dem aufem Präsidentenposten hucken gesehn. Aber somas gehert nich in e seriösen Gesangverein, wo absolut unpolitisch is. Deswegen hab ich je aufem Raften gegeben und ausgestriipt. Se sollten de Freß lieberst beim Singen so groß aufreihen und de Biederbieder anticken. Der Perdrull, der Önieffe, mißd natierlich wieder seinem Cemf dazugeben und meind: „Na, August, sei man friedlich, ärgerst Dich amend, daß se Dich nich gewählt haben?“ Nu fing der Schöffel auch noch an so dammlieh zu gibbeln wie de Griefekatsche, das dammlige Huhn. Deswegen bat ich mir Ruh aus und hab dem Dirigentenstab, einem von die Weihnachtsgeschenke, am Pult gedämmert und die Kräten zum Singen antreten lassen. Wie ich mir nu auf meinem Podest, wo se mir e alte umgekehrte Margariene-

hft hingestellt hadden, rauffstellen will, da plesact mich doch wieder dieser infantige Krampf. Ich wollt mir doch nu nich blamieren und kniff de Zähne zusammen, aber ich konnt mich vor Schmerz nich riehren. Der Brisselkat, wo dem zweiten Wadh singt, gleich an meine rechte Öc, der merkt, wie ich dem rechten Kofchel hob und ihm schlackerd. „Hast dem Krampf?“ fragd er leis. Ich nichd natierlich. Da meind er, ich sollt de Wad mit Franzbranntwein einrubbeln. Nu wurden de andern auch aufmerksam und jeder wußd e scheenes Mittel. Einer meind, gut is, wenn man sich mit Brennspiritus einreibt, e andrer wieder empfahl als totsichres Mittel e



Schwefelsaden um Antie und Wad zu binden. Wo sollt einer nu e Schwefelsaden herkriegen? So wußd jeder was andres. Ich konnt mir doch nu nich als Dirigent die Bixen ausziehen und die krättsche Wad einrubbeln mit Sprit. So mißd ich denn e kleine Vörrtelstund dem Schmerz tragen wie e Märterer. De ganze Stimmung war inne

Sohlen. Nu greehlden auch noch zu allem Unglick e paar Kerbels falsche Teene, daß zum Schluß das scheene Lied: „Brieder, reicht de Hand zum Bunde“ gleich zwei Teene tiefer zuend war. Hadd das Lied noch mehr Verse gehabt, wären wir im Keller gelandet.

Denn liebden wir e netes Lied ein und zwan „Mennchen von Tharau“. Mitte Wäße war rein wie verhext. Die Kräten konnten doch de einfachste Sachen nich lampieren. Ich war so fuchtig, daß ich zu doll aufes Pult dämmert und foortz dem scheenen Dirigentenstab zerbrach. Gott sei Dank hab ich ja noch drei von die Sort auf Vorrat. Wissense, es is nich so einfach, gutem Gesang rauszutragen, besonders wenn e paar musikalische Kindbieder mank sind. Zu Schluß haben wir denn noch e paar guteinstudierte Biederchens gesungen. Weil wir im „Krug zum grienen Kranz“ nu all zum neimundneizigsten Mal eingetrichert waren, sangen wir „Wer hat dich du scheener Wald“. Da wußd der Brisselkat natierlich gleich wieder was zu brisseln und meind: Das is das „Beamtenlagelied“. „Wer hat dich, du mein Gehalt, abgebaut so hoch da oben?“ Da wurd bleicht gelacht und denn sang jeder was andres, einer brilld: „Wer hat dich, du scheener Wald, abgeholt und denn verschoben“, und e andrer brahschd: „Wer hat dich, du scheener Wald, aufgebaut so hibsch in Kloben?“

Nu sah ich, daß mitte Singerei nusch mehr murd und machd Feierabend. Denn haben wir noch e paar Därgels im Gurgel gefäch, daß de Kehl nich verpakt und sind nach Haus geschladert. Es is doch was scheenes unmem Gesang. Das Sprichwort hat ganz recht, wo sagt: „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, besse Menschen Grammophon oder Lautsprecher!“ Und ich halt fest an dem scheenen Spruch: „Wer nich liebt Wein, Weiß und Gesang, der — reicht mitte Dittchens noch emal so lang!“ Merken Se sich das man und sein Se herzlichst gegrieht von Ihrem inne Wad gepiesackten, aber stets getreien

August Kaluddrigkeit,  
 Fölljetonist.  
 Kenigsbürg am Fregel, den 15. März 1932.



# Ostpreussische Bertellkes

## Stammisch in Königsberg

Im schönen Städtchen M. . . . wohnt ein Rechtsanwalt, der auf den Namen Schmidt hört. Als waschechter Ostpreuze sagt er natürlich „Schmätt“, wenn er sich vorstellt. Seine Freunde uzen ihn nicht wenig wegen seiner Aussprache und so auch einmal, als er nach langer Zeit sich wieder in Königsberg im Kreise seiner alten Studiengenossen zeigt. Mit allgemeinem Hallo wird er allseits begrüßt und einer klopft ihm auf die Schulter und sagt:

„Na, Schmätt, das is mal fein, daß Du auch wieder herkommst!“

Schmidt schnappt furchtbar ein und antwortet mit ehrlicher Entrüstung: „Lieber Freund — erstens heiß ich nicht Schmätt, sondern Schmidt . . .“ und unter brüllendem Gelächter vollendet er den Satz — . . . und außerdem und zweitens verbätt ich mir das!“

## Ballgespräch

In Wil. . . . treffen sich bei einem Vereinsball einmal, wie man so sagt, alle Kreise der Bevölkerung. So kommt es, daß bei der Tanz-eröffnungsplonäse ein in einem Schuhgeschäft angestellter junger Mann für kurze Zeit der Kavalier einer höheren Beamtentochter wird. Im ersten Augenblick gerät er in einige Verlegenheit. Da aber fällt ihm zum Glück ein, daß er ihr tags zuvor ein Paar Hauspantoffelchen verkauft hat. Er neigt sich also verbindlich zu ihrem Ohr und flüstert:

„Na, Freileinche, wie tragen sich de Schlorren?“

## Die bunte Pause

In der Tanzdiele, die dem Hotel „B. . . . Hof“ in P. sich freundlich anfügt, raffelt die Jazzband. Zwei alte Bekannte, die aus den aktiven Tanzdienstjahren längst ausgeschieden, sehen sich den Trubel an. Am meisten macht ihnen die Kapelle Spaß und vor allen Dingen die dicke Pauke, die von innen her beleuchtet ist und bei jedem Tanz die Farbe des Lichtes wechselt.

„Zu was müß das sein?“, meint der eine, der dicht bei P. — es ist wirklich P. . . . wohnt. Sein Freund aus der Gegend von Schirwindt wiegt bedächtig seinen Kopf und weiß nicht recht, was er auf die Frage sagen soll. Endlich lacht er laut auf:

„Na, Mänisch! Oller Puskebudel! Da muß auch wirklich wieder erst einer aus Schirwindt kommen. Ja doch immer noch wahr: bei Euch in P. . . . geht ja de Sonne auf, aber bei uns in Schirwindt wird se gepuzt! Rüd man: de P. . . . sind noch nicht so weit. Auch heis Tanzen nich. Mit dem modernen Takt werden se nie gleich einig. Ob das e Walzer oder e Lustpepp oder e Slossox is oder e Kadrilla — das merken se nich, wenn de Musik loslegt. Na und da haben se sich mit dem kleinen Pauker verabredt: jeder Tanz kriecht seine Farb. Sieh man: jetzt beim Tango is rot . . .“

## Der verkannte Ernst

Frau Rutscher Seidler, die alte Seidlersche von Domäne Gr. . . . war mit ihrem Sohn Karl in die Stadt gefahren, um eine schöne neue Bank zu erstehen. Sie wandert nun durch die Straßen und kann sich nicht zu einem einschlägigen Geschäft durchfinden, bis sie endlich über einer Tür die Inschrift „Bank der Ostpreussischen Landschaft“ sieht. Flugs tritt sie ein und belehrt den herbeieilenden freundlichen jungen Herrn, daß sie eine Bank zu kaufen wünsche. Der junge Herr fragt verwundert nochmals, aber wieder hört er:

„Na, e Bank. E scheene grüne Gartenbank, junger Herr.“

Der in seiner Würde gekränkte fährt empört auf: „Aber Frau — ist das Ihr Ernst?“

„Ach Zottche, nei“, meint die Seidlersche mit verschämtem Seitenblick auf ihren Sohn, „dar's man mien Karl. Er hätt man heit bloß dem Ernst sienen Jäkert an.“

## Bewertung.



„Was berechnen Sie uns, wenn wir auf Ihrer Wiege hier unser Zelt aufschlagen?“ fragte die Wanderin.

„Na“, sagt der Bauer bedächtig, „bezahlen Sie man so viel, wie wenn zwei Kühe hier grasen.“

# Mikkel vonne griene Grenz

Kreiwutschen anne rufische Gränz, war von jeher berichtigt. Das Dorf liegt mittem inne Wald, der hier un drieben dicht is. De Gränzweg is hier auch sehr schmal, „paar Schritte, schon is' gelungen. Bevor de Gränzer schießen kann, hat dich de Wald verschlungen.“

So dachd auch Mikkel Zuleweit, un Mut had der fier dreie. Dann känd er auch den Gränz-soldat, den Russen Pannikleie, un jener feund ihn wieder auch, wänn er häd Wacht in finstren Nacht. „Stoi, stoi, Germanski“, schrie der wohl, doch schießen tat er später. Gab Mikkel ihm zwei Rubel nur, dann ward e eine Weile. Gab Mikkel fünf, dann had er Zeit, un Mikkel brauchd nich eisen.

Den deutschen Zollamtskontrolleur konnt Mikkel nich bestechen, un weil ihn dieses wurmen tat, wollt er es mit ihm brechen. De sollte auch nich lange mehr ihm das Geschäft vermaffeln. „Na wart“, dacht Mikkel Zuleweit, „ich werd dir mal rabasteln; v'leicht werden se dann dich darauf von Kreiwutschen vesezen, un ich hab dann fier mich auch Zeit, brauchd mich nich abzuhetzen.“ De Mikkel war im Hauptberufe e Knecht beim Bauer Wiemer. Kein Mänisch wudt, daß er in de Nacht auch noch war Schwerverdiener. Er war bescheiden, arbeitssam un gab sehr wenig Feld aus.

Auch de Här Zollamtskontrolleur ahnd nuschd von Mikkels Sinden. „Mein traufsches Härche, heren se“, so drängelb Miks sich näher, „heit nacht um zwölf wird wieder mal geschmuggelt bei Kreiwutschen. Ich weiß dies auße sichere Quall, doch müssen se nich räden, sonst schaben jene mir das Fäll; die hauen nich daneben!“

De Kontrollleur freite sich sehr, un ließ sich

instruieren. „Sag, Mikkel, irrste dich auch nich, ich möchd mich nich blamieren!“ — „Wo werd ich doch, aber nei, nei, ich weiß es ganz wahrhaftig. Passen se auf, se schnappen ihn, dann schaben se ihn mächtig, un ich krieg de Prozente.“

Kalt war de Nacht, de Rügen plaugschd, un duster, zum Verrutschen. De ganze Zollwacht war mobil, un lauert bei Kreiwutschen. De Oberkontrollleur vom Dienst war fier so was geboren. Er hatte sich gut austaffiert, doch seine Härren froren. Schlag zwölf, da raschelt's im Gebisch, „Stoi, stoi“, darauf päng, un nochmal päng, un drieben lautes Rufen. De halbe Gränzkardon war da, doch half kein langes Suchen.

Un hier auf deutscher Seit, im Wald, lauerten zwölf Beamte. Das Horchen driggd se wie e Alp. Es riehrte sich auch keiner. De Rügen plaugschd, de Sturm pfiß scharf, un zwölf Beamte schludten. Doch nach e Weil rief einer laut, „Halt wer da, stehen bleiben!“, un schon gab's Zunder. Päng, päng, päng, un nochmals — päng, de Härren wurden nunter. Se suchten drauf im dichten Wald — es war niemand ze finden. Da rief ein Kontrollleur: „Ich hab's! De Karl is ausgerissen, doch seine Beute liegt bei mir, er hat se weggeschmissen!“

De Saß war schwär, un fest bernächt, se müßten schwer dran schleppen. Doch auffem Amt beim Lampenlicht, se konnten's kaum erwarten! Was war's? E längst krepiertter Bock, de roch nich ganz nach Braten.

„Herr Kontrollleur, ich bitte Sie, wer hat Sie da begaunert. Rasch, meine Herren, gehen Sie zum Wiemer nach Kreiwutschen, un stellen fest, ob's dieser Lump, de Mikkel is gewesen!“

De Bauer Wiemer wurd gewedt. „Wo is dein Knecht, de Mikkel?“ — „Wo soll de sein, doch innem Bett, im Stall, dord schläft de Mikkel.“ De Mikkel schlummert friedlich dort; er war ganz ausgezogen. De Härren schrei'n in einem fort: „Du Schuft hast uns belogen!“ — „Aber



Här Kontrollleur, ich bitt, ich hab noch nie gelogen. Habt Ihr ihn nicht? Habt Ihr auch nuschd bei diesem Lump gefunden?“

„Gesehen haben wir ihn schon, gefunden auch, — doch aber —“

„Was aber! Warum schimpfen Se, als ob ich noch mehr könnte. Ich bitte den Herrn Kontrollleur: wie steht's mit de Prozente?“

Emil Schadereit.

# Dat kemmt vonnem Meschkinnes

En siene Wohnstow jing de Franz Bloekties enne groote Onjewehheit emmer opp on doal, opp on doal. Un wänn he annem Bösch barbiefeem, nehm he ute Buddel eenem Meschkinnes to siene Beruhjung.

Met eens jing de Dör opp, on de kardupplije Fru Kossack mette grote witte Schärt vörjebunde, feem ren.

„Na wat es?“ froog de Bloekties oppjereecht. „Jo, Här Bloekties“, feem dat so rudswies ute Kloofe Fru ruter. „Eel kann nuschd dafar, obber oppem Jung häbbe se sich ud ditmoal omsonst barprijt. Et es all wedder e Marjelle.“

„Fru Kossack“, reep de Bloekties on wurd

ehre Scharugg on fief Jille doto. Allest, allest omsonst!“

„Drinke Se man noch e Meschkinnes, Här Bloekties“, beruhigd em de Fru Kossack. „Dat schleit allest runder. Un dann senne Se doch all nich so, on koame Se dat Marjelle bekicke. Dat es so e sträwvjet Kind on schlacht ganz no Enne. Gmurre Se ud nich Ehre Fru an. Se kann äwent so nuschd dafar, wie ed.“

On met dem Poscheie, on mettem Meschkinnes krecht se em dann ud wedder ganz fründlich, on wie he enne Schloapstow feem, jäd he to de Fru: „Na, Mama, loat man fernt, wat nich es, kann noch ware!“ Un wie he de stramme Marjelle bie



bläß. „Schichre Se mi nich mette Marjelle. Segge Se, dat es e Jung es!“

„Neä, neä. Et es warraftich man e Marjelle.“

Nu feel de nije Papa wie e Meschack oppem Stohl, drunt noch rasch e Meschkinnes opp dissem Schräck on brook enne groote Kloag ut:

„Gott full mi bewoahre — all wedder e Marjelle — de seäwente! — Eel kann mi jo gornich mehr oppe Stroat sejne loate. — Na, de ganze Heidelberg utem Kriejervarein ward jo woll nu wat an mi romtoppe häbbe. Un ercht de ohl spielstähnje Vorbaß, de Warnat met siene seäwe Junges. Ach neä, ach neä, jo e Maler!“ — Un als de Bloekties nu so wie e Kloppe Onjläck oppem Stohl hugd, deed dat de Fru Kossack leed, se jing an em ranner, poscheid em äwre Kopp on treef em:

„Barzpage Se nich, Här Bloekties, Se fend noch jung, on Ehre Fru ud. Un no de seäwe Marjelles keete noch seäwe Junges koame. Dente Se, dit wäre de seäwe juagre Joahr on nu koame de seäwe fätte.“

„Holle Se Ehr Mul, Se ohle Rachel, häbbe Se nich ud jesächt, ditmoal es e Jung? De hundert Jille, de ed Enne farre Jung barspred, krieye Se nu obber nich. — Un de ohle Dombrowsche, de varlogne Ziegonsche, kemmt mi ud nich mehr oppem Hoff. Eäd dat ohle zoddrije Wief mi nich woahr, ditmoal es e Jung? Un ed Schopskopp jeew ehr ud noch e Saß Gäckel bar

ehr seech, reep he: „Donner on Dorja! De häfft jo e Jewächt wie e fätte Gans! E Jung kann jo nich forscher feund.“

Un de Richtung äwrekeem em, woran de Meschkinnes nich ganz onschuldig war, on he jelsond: „Solang teen rechtjer Jung do es, war ed die farrem Jung holle. Friedride fullst heete, on Frikle war wie die roope. Un dem Klaatsch far die full wie farrem Jung fend.“

Am andre Dach schreiw he an alle Tantes on Onkels, dat „se“ nu to ligge jekoame war, obber man wedder mette Marjelle. Obber de war so stramm wie e Jung on he null ud wie farr e m Jung dem Klaatsch utrechte. Un se michde doch man aller koame.

Un rechtich, far disse Marjelle war'm Bloekties nuschd to dieer. De Mama bogd nu all e ganze Weel Kookes on moagd Worjcht, on he menglied seäwe Bund Hounich met seäwe Liter Spierius to Meschkinnes. Un als de Schlädes mette Tantes on Onkels oppem Hoff jeklingert käme, war allest em Schoß. Man bloß de Fru Kossack kunn nich koame, wiel se anderwäjes opp Bardeenst war.

Wiel dat nu an jenem Simdach e gruglichet Stiemwedder war, on alle bet oppe Knoles dorchjefrore wäre, jing de Buddel mettem Meschkinnes emmer rund rom, rund rom. Ud de Frikle, de e beet gnarich war, hadde se ennum Lutschpungel e paar Droppes Meschkinnes renjecoate, wobon se dann ud foorts ställ wurd. Nu

machde se man bloß noch opp de beid Zebattertantes ut Pimballer. Obber de wäre met dem Schläde e paar Moal omjeschmeate on käme an, wie all höchste Lied war, mette Frikle no e Räch to foahre. Wie de Tantes beid enne Wohnstow feeme on sich mettem Bloekties on siene Marjelles on de andre Verwandtes afjubutjäd hadde, on eenem Meschkinnes, on noch eenem, on noch eenem farre Kill jedrunke hadde, jinge se ud bie de Mama enne Räch, de sich met de Koterie afmarache deed, on frogde ehr, opp se wat helpe kunne.

„Ach Gottke, jo“, jäd de Mama ganz ute Pust, „treck doch man de Frikle an. De Tauffleederkes ligge enne Kommod. On de Frikle schläppt enne Schloppstow. Dat es hiede so e ganz barherger Dach. De Fru Kossack kann nich koame. Mi jeist nuschd nich bonne Hand, on nu es all höchste Lied mette Frikle. Na Gott sie Dank, dat Ju do jend. De andre weete hier nich Bescheid.“

De Tantes ut Pimballer hadde sich mittem Meschkinnes goot oppemuntert on jinge nu de Frikle antrede. Wie se nu dat Marjelle enne Weäj ligge seche, schloage se de Gänd äwrem Kopp tofoame, darwunderde sich on meende, de Bloekties hadd nich to veel jeschreäwe, dat de Frikle e ganz klozje Marjelle war. Se tungde nu de robe Lutsch ud ennum Meschkinnes, on stoake se dem Kinde ent Mulke, dat et nich quare fulld. Un wie de Onkel Christoph, wo dem feinste Schläde hadd, barsohr, brugde se sich bloßich noch to bepummle on dat Marjelle en Kesses to barpade on dann johre se los.

Wie se nu jo e halwe Miel hindrem Dörp wäre, feem hinderher em vollste Karjeer ud e Schläde anjepeest.

„Ei, kid“, jäd de Onkel Christoph, „de Kreat well met ons enne Wedd. Wie ware em wat . . . Hüh!“ He jeew dem Brunem mette Pisch, dat he bar Schräck utfieerd, de Bien undrem Fogel krecht on wie barreckt affhand. De Schenmel mußd met on de beids Kragges jinge wie de Diemel los. De andre Schläde feem em selwendige Galopp hinderher on de Rutscher wingd on schreech dem beerberchte wat to. Obber de Onkel Christoph gnidderd sich wat on jäd: „Jo, schrie du man. Dat kenn wie hier all. Wälst bloßich toercht anne Kerch jenut. Neä, neä, Frindte, es nich.“

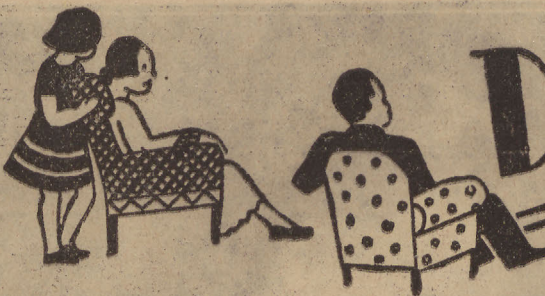
Un he horchd nich opp de Tantes ehrem Kriesche on Juche on leet de Pferd goahne, wie se wulle. Als se nu ganz voll Schuum bare Kerchedär stoane bleewe, war de andre Schläde ud all do. Un nu seche se, dat en em de Onkel Kardel mett Tante Anna hugd. De Onkel Kardel war rod wie e Kurrhoahn, drohd mette Pisch on schreech: „Es dat de Meeßlichkeit! Es mi all jowat passeeri? Ju welle jeschekte Frues fend? E Hassmeed es kleefer wie Ju wischjide Wiemer. Man dat kemmt vonnem Meschkinnes . . .“

„Onkel Kardel, wat es? Segg bloßich, wat es?“ frogde se alle beer toglied.

„Jo, wat es“, spielstähnd de Tante Anna, „wat es? Een Fläck, dat wi dat noch to de rechtje Tied bemorre häbbe. Kid, wat es!“ Un dobie heeld se de beer Zebatterich e grootet, em Longschoal enjewäckeldet Pungel hen. „Dit es de rechtje Marjelle. Anstatt dat se enne Mama ehr Wädd renntide, hebbe se ute Weäj de vörjoahrliche Panne jetoame!“

M. M.





DIE WELLE DER WOCHE

Oragprogramm vom 20. bis 26. März

Sonntag, den 20. März:

- 7.00 bis 7.50 Uhr: Frühkonzert. Orchester Königsberger stellungsfreier Musiker. Leitung: Felix Praunigzel. 8.00 Uhr (aus Danzig): Katholische Morgenfeier. 9.00 Uhr: Morgenandacht: Die Pfarrer Hans Hermenau. 10.56 Uhr (Königsberg): Wetterdienst. 11.00 Uhr: Stunde der Unbekannten. Carl Bradt. 11.30 Uhr: Sonntägliche Hausmusik bei Goethe. Das Collegium musicum der Universität. Solisten: Charlotte Bonja-Birakly, Dr. Erwin Hof, Einführung und Leitung: Prof. Dr. Müller-Blattau. 12.30 Uhr: Mittagskonzert. Kleines Orchester (Eugen Wilden). 1. Ouvertüre zu „Die Italienerin in Algier“ von Rossini. 2. Mein Lebenslauf ist Lieb und Lust. Walzer von Joh. Strauß. 3. Fantasia über Werke von Gluck. 4. Potpourri aus „Der Obersteiger“ von Jeller. 5. Barcarole, Walzer von Waldteufel. 6. Großes Potpourri aus „Mozart“, von Verdi. 14.00 Uhr: Schachturn: B. S. Leonhardt. 14.30 Uhr: Jugendstunde: Landestheater auf dem Jangis-Hang; Kapitän Möbius. 15.00 Uhr (aus Stuttgart): „Prinz Sigojans Brautfahrt“ (nach einem Märchen von Andersen) von Elfe Holle-Sellmund, Musik von Hermann Reuter. Musikalische Leitung: Emil Kahn. Spielleitung: Elfe Holle-Sellmund. Personen: Der Kaiser, die Prinzessin, seine Tochter, die Oberhofmeisterin, drei Hofdamen, alter Hofherr, Diener, Prinz Sigojan, Benedikt, sein Diener, Hofdame, zwei Hofherren des Prinzen, Ehe und Grete. Mägdle die Dorfbesitzer sind Kinder im Alter von 8 bis 14 Jahren. 16.00 Uhr: Nachmittagskonzert. Kleines Orchester (Eugen Wilden). 1. Ouvertüre „Mignon“ von Thomas. 2. „Niedermaus“-Walzer, von Joh. Strauß. 3. a) Tom, der Reimer, von Loewe; b) Berzen und Blumen, von Czibulka. 4. Ballett-Suite, von Poppy.

Montag, den 21. März.

- 6.30 bis 7.00 Uhr: Frühstunde. Anschließend bis 8.00 Uhr: Frühkonzert auf Schallplatten (wie jed. Morgen). 8.30 bis 9.00 Uhr: Turnstunde für die Hausfrau (wie jeden Morgen). 11.00 Uhr: Wetterdienst. 11.15 Uhr: Fortschritt. Säen und Pflanzen. Oberförster Reumann. 11.40 bis 12.55 Uhr (Königsberg): Schallplattenkonzert. 13.05 bis 14.30 Uhr: Mittagskonzert. Kleines Orchester (Eugen Wilden). 15.45 Uhr: Kinderfunk. 1. Der Seifenfäse. 2. Wie das Ebn Othelien bekam. Versetzt und erzählt von Emma v. Olfers-Batocki. 16.15 Uhr: Nachmittagskonzert. Kleines Orchester (Eugen Wilden). 1. Ouvertüre „Samlet“, von C. Bach. 2. Humorige Anekdote, von Reich. 3. Rhapsodie. Walzer von Eudach-Zheimer. 4. Wenn mein Stübchen vorhanden ist, von Michael Prätorius. 6. Ouvertüre „Im Frühling des Lebens“, v. Mouton. 17.45 Uhr (aus Danzig): Danzig und sein Hinterland. Professor Dr. Nikolaus Kreuzburg. 18.25 Uhr: Die Preisbildung im Handwerk. Syndikus Behrmann.

Dienstag, den 22. März.

- 9.30 Uhr (aus Weimar): Reichsfeier. „Goethe“. Reichsgedächtnisfeier in der Weimarerhalle. Gedächtnisrede des Präsidenten der Goethe-Gesellschaft, Professor Dr. Julius Beierlein. Gesänge des Thomaechor, Leipzig. Leitung: Thomaskantor Dr. D. Carl Straube. 11.25 Uhr (aus Weimar): Reichsfeier. Kranzweihlung in der Hauptkirche Weimar. Sprecher: Josef Krabe. 12.30 Uhr (aus Leipzig): Mittagskonzert. 1. Hofkapellmeister II, Es-Dur, aus der Egmontmusik, v. L. v. Beethoven. 2. Meeresstille und glückliche Fahrt. Ouvertüre von Mendelssohn-Bartholdy. 3. „Zaflo“, lyrische Dichtung von F. Hiltl. 4. Eine Faust-Ouvertüre, v. R. Wagner. 5. Orchestersuite aus der Faustmusik, von F. Hiltl. 6. Drei Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 7. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 8. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 9. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 10. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 11. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 12. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 13. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 14. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 15. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 16. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 17. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 18. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 19. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 20. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 21. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 22. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 23. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 24. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 25. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 26. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 27. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 28. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 29. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 30. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 31. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 32. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 33. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 34. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 35. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 36. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 37. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 38. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 39. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 40. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 41. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 42. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 43. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 44. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 45. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 46. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 47. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 48. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 49. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 50. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 51. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 52. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 53. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 54. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 55. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 56. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 57. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 58. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 59. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 60. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 61. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 62. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 63. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 64. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 65. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 66. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 67. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 68. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 69. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 70. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 71. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 72. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 73. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 74. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 75. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 76. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 77. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 78. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 79. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 80. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 81. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 82. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 83. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 84. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 85. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 86. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 87. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 88. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 89. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 90. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 91. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 92. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 93. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 94. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 95. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 96. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 97. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 98. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 99. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl. 100. Orchesterstücke aus „Fausts Verdammung“, v. F. Hiltl.

Mittwoch, den 23. März.

- 10.15 Uhr (aus Danzig): Schulfest. Feierstunde zu Goethes 100. Geburtstag. Dichtung und Lied. 6. bis 8. Schuljahr. Margarete Kunze und Mittelschullehrer Alfred Schöber. 11.15 Uhr: Sankt-Elisabeth: Dr. Jng. Fischer. 11.40 Uhr (aus Danzig): Unterhaltungsmusik. Kapelle Tschertel. 13.30 bis 14.30 Uhr (Königsberg): Schallplattenkonzert. 15.35 Uhr: Praktische Winde — und Erfahrungsaustausch, von einer Hausfrau. 15.45 Uhr: Die Schule des praktischen Mittelstandes: Mittelschullehrer Zell. 16.15 Uhr: Blasmusik. Orchester Königsberger stellungsfreier Musiker. Leitung: Felix Praunigzel. 1. Durch Nacht zum Licht, Marsch von Lankens. 2. Walzer aus der Operette „Wolfsblut“, von Reddel. 3. Ouvertüre „Ungeheures Lustspiel“, von Keler Bela. 4. a) Das muß ein Stück vom Himmel sein, heurigen-Walzer von B. Seymann; b) Das ist die Liebe der Matrosen, von Seymann. 5. Die Fahnenwache, Marsch von Eisenberg. 6. Rakettenmarsch, von Soufa. 7. Espana. 12.00 Uhr: Mittagskonzert. Kleines Orchester (Eugen Wilden). 14.00 bis 14.30 Uhr (Königsberg): Schallplattenkonzert. 15.45 Uhr: Jugendstunde. Auf Goethes Spuren in Weimar: Lehrer Ernst Mühlrad. 16.15 Uhr: Konzert. Orchester des Königsberger Opernhauses. Dirigent: Karl Grubey. 1. Militärmarsch, v. Korngold. 2. Ouvertüre zur Oper „Das goldene Kreuz“, von Brill. 3. Beiß bei Mühlberg, Potpourri von Maxima. 4. Ephemere, lyrische Dichtung von Gallen. 5. Regentische Suite in fünf Sätzen, von Döble. 6. Selmesbergeriana, Potpourri aus seinen Operetten und Balletten, von F. Hiltl. 7. Serenade (in vier Sätzen für großes Orchester), von F. Hiltl. 17.50 Uhr: Der Samum raft. Oswald Gerhard (Hiltl).

Donnerstag, den 24. März.

- 12.00 Uhr: Mittagskonzert. Kleines Orchester (Eugen Wilden). 14.00 bis 14.30 Uhr (Königsberg): Schallplattenkonzert. 15.45 Uhr: Jugendstunde. Auf Goethes Spuren in Weimar: Lehrer Ernst Mühlrad. 16.15 Uhr: Konzert. Orchester des Königsberger Opernhauses. Dirigent: Karl Grubey. 1. Militärmarsch, v. Korngold. 2. Ouvertüre zur Oper „Das goldene Kreuz“, von Brill. 3. Beiß bei Mühlberg, Potpourri von Maxima. 4. Ephemere, lyrische Dichtung von Gallen. 5. Regentische Suite in fünf Sätzen, von Döble. 6. Selmesbergeriana, Potpourri aus seinen Operetten und Balletten, von F. Hiltl. 7. Serenade (in vier Sätzen für großes Orchester), von F. Hiltl. 17.50 Uhr: Der Samum raft. Oswald Gerhard (Hiltl).

Freitag, den 25. März.

- 10.00 Uhr: Uebertragung des Gottesdienstes aus der Steinhammer Kirche Königsberg. Pfarrer Max. 11.30 Uhr: Christuslegenden. Rolf Götberg — Darmstadt Wegner. 12.00 Uhr: Mittagskonzert. Dirigent: Dr.

- Wagner. 6. Spielmanns Tod aus „Königslieder“ v. Humpelbünd. 7. Adagio aus der Sinfonie Nr. 5 v. Mahler. 8. Tod und Verklärung v. Richard Strauß. Berliner Sinfonie-Orchester. 14.00 Uhr: Passionenlieder. Königsberger Frauenchor (Helene Thiel, Eva Verholdtsch, Gertrud von Borzestowski). 14.30 Uhr: Karfreitag. Prof. Dr. Udeley. 14.55 Uhr: Klavierkonzert. Walter Schulz — Ernst Rudolph. 1. Sonate Nr. 1, h-Moll für Klavier und Klavier, von Johann Seb. Bach. Andante, Largo, Presto, Allegro. 2. Sonate Nr. 1, e-Moll für Klavier und Klavier, von G. F. Händel. Grave, Allegro, Adagio, Allegro. 15.35 Uhr: Klavierkonzert auf Capri. Karl Vogler. 16.00 Uhr: Kinderstunde: Hilba Bohl. Am Klavier: Richard Kurck. 1. Hugo Wolf: a) Morgenstau; b) Früh, wenn die Höhe trüb ist; 2. Erich Wolff: a) Knabe und Weibchen; b) Du bist so jung; c) Frau Nachtigall; d) Die Krone gerichtet; 3. Guitas Mahler; e) Abkühlung im Sommer; f) Schreien und Wehen. 4. Gretschaninow: a) Alles schläft; b) Verzeih; 5. W. Mussorgski: Gopak. 6. Rachmaninow: Frühlingssuiten. 17.00 Uhr: Kammerorchester-Konzert. Dirigent: Paul van Kempen. 1. Concerto grosso A-Dur v. Antonio Vivaldi. Allegro, Largo, Allegro. 2. Concerto di chiesa a-Moll v. Corelli Felice dall'Abaco. Allegro, Largo.

Sonnabend, den 26. März.

- 11.15 Uhr: Die Anlage von Grünlandflächen in den Siebenschwämer, Walzer von F. Hiltl. 8. a) Parade der Weisoldaten, von Kodert; b) Amorettenreigen, von August. 9. Potpourri aus der Operette „Die Frau im Hermelin“, von Gilbert. 17.45 Uhr: Kinderstunde: Prof. Dr. Udeley. 18.50 Uhr: Moderne Demokratien. 4. Frankreich. Polizeischulrat Dr. Bokrandt. 19.35 Uhr: Die atmosphärischen Luren (mit Schallplatten-Beispielen): Dr. Hanns Ullsch. 20.00 Uhr (Uebertragung aus München): Großes Abendkonzert. Einlage: Orchester. 23.00 Uhr: Gustav Mahler: 2. Sinfonie e-Moll (mit Schlusschor „Auferstehen, ja auferstehen“). Dirigent: Oskar Fried. Via Heuser-Tänzerin (Sopran) und Sabine Kretz (Alt). Berliner Jung-Orchester. Leitung: Maximilian Albrecht. Operette. — Breslau: 18.45 Uhr: Abendfingeln. — Mühldorf: 22.55 Uhr: Der weiße Schlaf, eine winterliche Reminiscenz von Max Raubacher. — Wien: 20 Uhr: Aus Haffischen Operetten. — Kalundborg: 20 Uhr: Uebertragung aus der Studentenvereinigung: Neben und Distillation.

Auf fremden Sendern

Sonntag, den 20. März.

- Königsruherhausen: 18 Uhr: Die junge Generation spricht. — Witleben: 18 Uhr: Der Herr in Christo Emanuel Quir. — Gerhart Hauptmann, für den Mundfunk bearbeitet von Hermann Kolod. — München: 19.05 Uhr: Matthäus-Passion. — Leipzig: 20.30 Uhr: Militärkonzert. — Breslau: 20.30 Uhr: Frühlingssinfonie. — Mühldorf: 16 Uhr: Nachmittagskonzert. — Langenberg: 20 Uhr: Der Waffenschmied, Oper von Lortzing. — Wien: 18 Uhr: Götterdämmerung, von Richard Wagner. — Kalundborg: 20 Uhr: Blasmusik.

Montag, den 21. März.

- Königsruherhausen: 16.30 Uhr: Konzert. — Witleben: 17.50 Uhr: Unterhaltungsmusik. — Leipzig: 19.30 Uhr: Reichsfeier. — Gamburg: 16.50 Uhr: Musikalische Balladen. — Mühldorf: 17 Uhr: Nachmittagskonzert. — Frankfurt: 20.45 Uhr: Aus Goethes Arbeitszimmer in Frankfurt Goethehaus. — Langenberg: 17 Uhr: Konzert. — Kalundborg: 20 Uhr: Matthäus-Passion. — Helfinghof: 18.25 Uhr: Orchesterkonzert. — Straßburg: 21.30 Uhr: Religiöse Musik aus der St. Maximilian-Kirche in Metz.

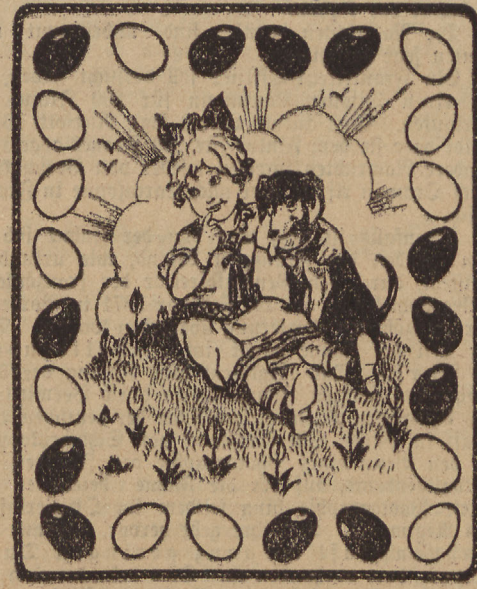
Dienstag, den 22. März.

- Königsruherhausen: 18.15 Uhr: Gedächtnisrede für Goethe von Professor Dr. Schweiger. — Witleben: 19.30 Uhr: Reichsfeier. — Jgaut II. Teil. — München: 18.25 Uhr: Erlebnis eines Bergführers. — Breslau: 18.35 Uhr: Abendmusik. — Mühldorf: 20.45 Uhr: Streichquartette von Schubert. — Langenberg: 17 Uhr: Leichtes französisches und italienische Musik. — Kalundborg: 19.30 Uhr: Goethefeier. — Helfinghof: 17 Uhr: Klaviermusik. — Riga: 20.20 Uhr: „Egmont“, von Goethe. — Stedholm: 22 Uhr: Bagelkonzert. — Budapest: 20.15 Uhr: Goethe-Gedenkfeier.

Mittwoch, den 23. März.

- Königsruherhausen: 19 Uhr: Ende des Kapitalismus? — Witleben: 18.30 Uhr: Klaviermusik. — Leipzig: 19.05 Uhr: Melodien von Franz Lehár und Johann Strauß. — Gamburg: 19.30 Uhr: Die klaffische

Wer hilft? — Unsere neue Wochenpreisaufgabe



(die weißen) hat er heimgebracht. Sie liegen nun bunt durcheinander auf dem Tisch. Dordden darf jedes sechste Ei behalten, so hat es der Vater bestimmt, und zwar insgesamt zwölf. Das kleine Mädchen möchte natürlich nur Schokoladeneier haben. Hin und her überlegt es, wo es mit dem Auszählen beginnen muß. Ein Ei nach dem anderen soll gezählt werden, jedes sechste darf es behalten und nur Schokoladeneier möchte Dordden haben. Wer hilft, die Stelle zu finden, wo das Auszählen beginnt?

Beim Auszählen muß man jedes sechste Ei mit dem Bleistift ausstreichen und darf es fortan nicht mehr mitsählen.

Für richtige Lösungen, die bis Donnerstag, den 24. März auf einer einfachen Postkarte mit der Aufschrift „Preisausschreiben“ und mit Angabe von Namen, Stand und Adresse an die „Spreußische Sonntagspost“, Königsberg i/Pr., Theaterstraße 11/12, eingegangen sein müssen, legen wir folgende Preise aus:

1. Preis RM. 10.—  
2., 3., 4. Preis je RM. 5.—  
Ueber die Verteilung der Preise unter den Einreichenden richtiger Lösungen entscheidet das Los. Die Entscheidung ist unanfechtbar.  
Die richtige Lösung werden wir in unserer Nummer vom Sonntag, den 27. März veröffentlichen die Namen der Gewinner in der Nummer vom Sonntag, den 3. April.  
Wir bitten unsere Leser, außer der Lösung keine andere Mitteilung auf die Postkarte zu schreiben, da solche Mitteilungen zu leicht übersehen werden können.

Bis Ostern ist noch eine Woche Zeit, doch die Osterferien sind schon da. Die Osterhasen sind leihig an der Arbeit, die Hüner produzieren fast am laufenden Band — Körbe und Nisten sind voll und alle Ostererzhändler hoffen auf ein gutes Geschäft.  
Dorddens Vater hat schon eingekauft. Zwölf Schokoladeneier (die schwarzen) und zwölf Süßereier



# Kindesraub

## Die Entführung von Lindberghs Söhnchen

Die Entführung von Lindberghs, des Dzeanfliegers, kleinem Sohn lenkt die Aufmerksamkeit der Welt auf einen Verbrechenszweig, der besonders in den Vereinigten Staaten „blüht“: auf die Entführung von Kindern. Um der Statistik Genüge geschehen zu lassen, sei gleich bemerkt, daß jährlich in den U. S. A. etwa tausend Kinder entführt wurden und etwa tausend Eltern erpresserischen Manövern zum Opfer fielen. Auf Chicago allein kommen davon gut zwei Drittel.

So sprechen die Zahlen. In Wirklichkeit aber sind die Ziffern der jährlichen Kinderentführungen bei weitem höher. Sehr viele Eltern zahlen

das Erpressergeld und erstatten aus Furcht vor der Rache der Verbrecher keine Anzeige.

Von allen Arten der Verbrechen genießt die Entführung in den U. S. A. in den Verbrecherkreisen, wenn man so sagen kann, die größte Beliebtheit. Auf diesem Gebiet werden die höchsten Summen mühelos erzielt; die Möglichkeit, sich der Strafe zu entziehen, ist andererseits sehr groß.

Warum gerade in Amerika die Kinderentführungen sehr häufig sind, hat seine guten Gründe. Amerika besitzt noch große Gebiete, die unbebaut, un kultiviert und unbewohnt sind. Hierhin können sich die Entführer leicht zurückziehen und wochenlang Aufenthalt nehmen, ehe die Polizei bis in das Innere der weiten Wälder vorgestoßen ist. Dann aber grenzt die Liebe der amerikanischen Mutter heinisch an das Pathologische. Für ihre Kleinen ist die Amerikanerin bereit, alles zu opfern, mit Ausnahme ihres Lebens. Die Verbrecher kennen diese Psychologie und nützen sie weiblich aus.

Einer der sensationellsten Fälle einer Kinderentführung war vor einigen Monaten der Fall Maxwell in Chicago. Herr Maxwell ist ein reicher Wurstfabrikant, der auf Millionen eingeschätzt wird. Er war seit einigen Jahren verheiratet und besaß ein entzückendes kleines Töchterchen mit Namen Evelyne, die von einer treuen Amme beaufsichtigt wurde. Die Amme wurde plötzlich krank; sie litt an Vergiftungserscheinungen.

Zufällig meldete sich ein junges Mädchen mit den besten Zeugnissen, um die Aushilfsstelle anzunehmen. Dienstpersonal ist immer sehr knapp in den Vereinigten Staaten gewesen. Frau Maxwell erkundigte sich nicht lange und nahm das Mädchen in Dienst. Einige Tage lang ging alles gut.

Da erschien plötzlich das Kindermädchen mit verweintem Gesicht und erklärte, daß Evelyne in einem Park, in dem man spazieren gegangen sei, von einer unbekannt Dame im Auto geraubt worden wäre. Der Millionär alarmierte sofort die Polizei und setzte eine hohe Belohnung aus. Am Abend gab es gleich zwei Ueberraschungen. Zunächst war das neue Mädchen verschwunden und dann traf durch einen Eilboten der Post ein Erpressungsbrief ein. Zwanzigtausend Dollar wurden verlangt, falls Evelyne am Leben bleiben sollte.

Zu spät erkannten die Eltern, daß die Zeugnisse des neuen Kindermädchens gefälscht gewesen waren, daß sie Erpresser vor sich hatten.

In den Methoden, das Lösegeld in Empfang zu nehmen, hat sich in Amerika in Verbrecherkreisen eine Vielhätigkeit ausgebildet, die Stauern erregt. Im Fall Maxwell verlangten die unbekannt Erpresser, daß das Geld aus einem Zuge an einer bestimmten Station herausgeworfen werden sollte. Würde die Polizei auch nur einen einzigen Wink erhalten, sei es um das Leben des Kindes geschehen. Frau Maxwell überredete ihren Mann dazu, der Polizei den Brief nicht zu zeigen. Dann stieg die Mutter in den

Zug und warf das Paket mit den Geldscheinen vereinbarungsgemäß aus dem Fenster. Maxwell hatte aber vorsichtigerweise die Nummern der Geldscheine aufgeschrieben. Das trug zur Ermittlung der Erpresser bei.

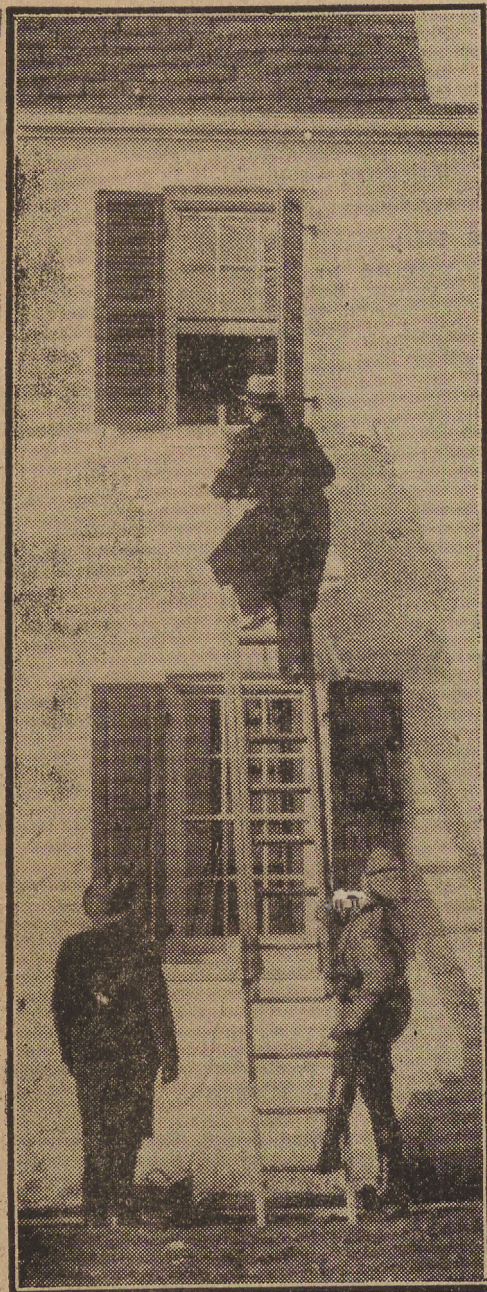
Am Tage darauf fanden Schutzleute ein Kind in einem Park spielend auf. Es war die kleine Evelyne, die mit einem Auto an diese Stelle gebracht und dann ausgelegt worden war. Die Eltern erhielten ihr Töchterchen wieder. Erst jetzt nahm die Polizei die Fahndung nach den Tätern auf.

Einige Monate vergingen. Da wurde in New York ein Mann angehalten, als er einen Geldschein mit der von Maxwell aufgeschriebenen Nummer in Zahlung gab. Es stellte sich heraus, daß es der Bruder des angeblichen Kindermädchens war. Sie legten beide ein volles Geständnis ab nachdem sie die Familie Maxwell als Ziel der Erpressung ausfindig gemacht hatten, knüpfte das Mädchen Beziehungen zu dem bisherigen Kindermädchen an. Man besuchte eine Konditorei. Dabei praktizierte die Verbrecherin ein leichtes Gift in die Erfrischung der Amme. Diese wurde krank, und die Stellvertreterin konnte prompt zur Stelle sein. In mehr als dreißig Fällen allein hatte das Geschwisterpaar mit Erfolg Kinder entführt und Riesensummen erbeutet. Jetzt sitzen die beiden in amerikanischen Zuchthäusern, in die sie auf Lebenszeit gebracht wurden.

Selten kommt es vor, daß tatsächlich die Erpresser ihre Drohung wahr machen und die entführten Kinder töten. Die Geschichten von einzeln



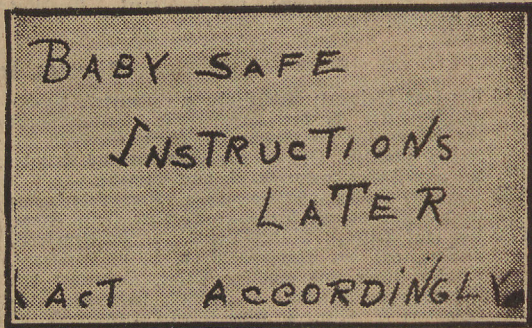
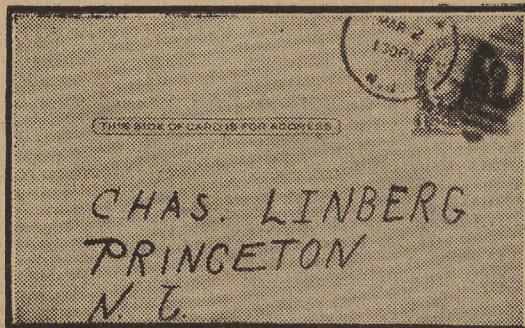
Das Lindbergh-Baby



So raubt man Kinder. Polizeibeamte prüfen die Möglichkeit der Kindesentführung vor Lindberghs Haus.

abgeschnittenen Fingern, die den Eltern nach und nach zugesandt wurden, gehören in das Reich der Romane. Es sind trotzdem in der amerikanischen Kriminalgeschichte einige Mordfälle an Kindern vorgekommen, die aber weniger auf erpresserischen Motiven beruhen, sondern der Rache an den Eltern dienen. Sehr häufig sind auch Kinderentführungen unter geschiedenen Eltern, aber solche Fälle ereignen sich ja auch in Europa.

B. M. V.



Die Postkarte der Erpresser an Lindbergh

# „Die Fahne verloren, die Ehre nicht“

## Zur Wiederauffindung der verschollenen Regimentsfahne der 61er

„Vor Dijon war's!“ So beginnt das bekannte Gedicht von Julius Wolff, dessen Schluß lautet: „Am andern Tag, so ließ Ricciotti melden, fand man die Fahne fest in starrer Hand, zerfetzt, zerhauen, halb verbrannt und unter Haufen toter Helden.“ Wenn wir nun ohne Fahne wiederkommen, ihr Brüder alleamt, gebt uns Pardon! Verloren haben wir sie schon, — Doch keinem Lebenden ward sie genommen.“

Der 23. Januar 1871! Kampf gegen Garibaldi. Der Ruhmestag des 61. Regiments! Und doch die Fahne verloren? Ja! Denn viele tapfere 61er ließen an diesem Tage, getreu dem alten Wahlspruch des Regiments: „Getreu bis in den Tod“ ihr Leben für die Fahne, die, wie auch der Feind anerkennen mußte, nicht von ihm erobert, sondern „unter Haufen toter Helden“ gefunden wurde.

Durch Allerhöchste Kabinettsordre vom 9. August 1871 verlieh Kaiser Wilhelm I. dem II. Bataillon 61 eine neue Fahne mit nachstehenden Worten:

„Die Fahne ist weder durch siegreichen Feind erobert, noch durch eine entmutigte Truppe aufgegeben worden; ihre Stätte unter den Leichen ihrer tapferen Verteidiger ist auf dem Schlachtfeld noch ein ehrendes Zeugnis gewesen für die Truppe, welcher sie vorangeweiht hatte, bis die einbrechende Nacht sie den hütenden Blicken entzog. In Anerkennung der vom II. Bataillon 8. Pommerschen Infanterieregiments Nr. 61 bewiesenen Tapferkeit verleihe Ich demselben die befolgende neue Fahne mit dem Bande der von Mir für den Feldzug 1870/71 gestifteten Denkmünze, an dessen einem Ende sich die wieder aufgefundenen Quaste der Bannerrolle der alten Fahne befindet, und beauftrage Sie, dieselbe dem Bataillon in Meinem Namen feierlichst übergeben zu lassen.“

„gez. Wilhelm.“ Eine Quaste war wiedergefunden worden. Sie war durch den damaligen Regimentskommandeur

Oberst v. Wedell von französischen Arbeitern, in deren Hände sie geraten war, für das Regiment käuflich zurückverkauft worden. Welches ist nun das Schicksal der Fahne?

Die Nachrichten darüber sind unbestimmt und lauten sehr verschieden.

Ein Franktireur-Offizier soll versucht haben, sie an einen Dijoner Kaufmann für 200 Francs zu verkaufen. Eine andere Lesart sagt, Ricciotti Garibaldi habe sie dem Föder für 200 Francs abgekauft. Andere Nachrichten sprechen wieder von Verschickung nach Oran in Afrika oder nach Carcaonne in Frankreich.

Jedenfalls ist das, was von der Fahne sich in den Händen der Franzosen befand, wie urkundlich feststeht, durch den Generaldirektor der französischen Telegraphielinien am 14. Februar 1871 in Bordeaux der französischen Regierung übergeben worden. Dieser Teil der Fahne hängt im Invalidendom in Paris. Das Regiment kam Anfang der 30er Jahre des vorigen Jahrhunderts durch Vermittlung des damaligen Militärattachés bei der deutschen Botschaft in Paris, Oberstleutnant von Schwarztoppen, in den Besitz einer Photographie des Inneren des Invalidendoms, auf der die Fahne bezeichnet ist. Diese Photographie hing seitdem im Offizierskasino des Regiments. Aus ihm geht hervor, daß nur der Fahnenstange mit ganz geringen Zuchselgen dort vorhanden ist. Dies bekundet auch ein ehemaliger Angehöriger des Regiments Major a. D. Heimburg, der vor dem Weltkriege in Paris war und die Fahne im Invalidendom genau gesehen hat.

Wo ist das Fahnenstück geblieben? Darüber war bisher nichts zu erfahren. Jetzt nach 61 Jahren taucht der Hauptteil des Fahnenstücks, das Mittelstück mit dem preussischen Adler und der Ueberschrift: „Pro Gloria et Patria“, plötzlich auf.

Es klingt wie ein Märchen und ist doch Wirklichkeit. Nach 61 Jahren ist die Fahne des Regiments 61 wieder da.

Herr Erich Matzsch, der berühmte Maler des Gemäldes: „Untergang der Fahne des II. Bataillons 61. Regiments vor Dijon am 23. Januar 1871“, das Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1892 dem Regiment aus der Nationalgalerie als ehrendes Geschenk überwies, trifft gesellschaftlich mit einem Herrn zusammen, der früher Offizier war und jetzt nach langem Aufenthalt in Afrika in Berlin lebt. Sie kommen auf das genannte Gemälde und den Verbleib der Fahne zu sprechen. Da sagt der Herr: „Die Fahne der 61er befindet sich hier in Berlin im Besitz einer Verwandten von mir. Sie ist die Witwe eines Hauptmanns vom J.-R. 57, der im Jahre 1914 gefallen ist. Er war ein eifriger Sammler aller Arten von Kriegstrophäen und besonders interessiert für Fahnen und deren Geschichte. Er hat auch ein umfangreiches Werk über Fahnen verfaßt, das er aber nicht vollenden und herausgeben konnte, da er gefallen ist. In seinem Hause befand sich seit langen Jahren die Fahne der 61er unter Glas und Rahmen, die er mit Stolz jedem Besucher zeigte. Er hat sie in seinem Standort Wesel in einem Antiquitätenladen entdeckt und für Geringes erworben. Sie hat nach Aussage des Antiquitätenhändlers einem Stabsarzt gehört, der sie aus dem Krieg 1870/71, nachdem er sie geborgen hatte, mitgebracht und als Andenken bei sich aufbewahrt hat. Die übrigen Teile des Fahnenstücks hat er auf dem Verbandsplatz aus Hilfswaise zu Verbänden benutzt. So hat seine Witwe berichtet. Nach seinem Tode hat seine Witwe, die wenig Verständnis für die Bedeutung der Trophäe hatte und keinen Wert auf deren Besitz legte, sie ganz billig an den Antiquitätenhändler verkauft. Dieser wußte nichts weiter damit anzufangen und gab sie ebenso billig an den Hauptmann ab.“

Die Witwe dieses Hauptmanns hat nun, nachdem Herr Matzsch mit ihr in Verbindung getreten war, den Verfasser dieser Zeilen sowie den Schriftführer des Offiziersvereins des ehemaligen Infanterieregiments von der Marwitz (8. Pommersches) Nr. 61, Hauptmann a. D. Mähring, empfangen, und in überaus entgegenkommender und dankenswerter

Weise das Fahnenstück für den Offiziersverein, bzw. der Traditionskompanie des Regiments ohne jedes Entgelt zur Verfügung gestellt. Nachforschungen im Reichsarchiv haben ergeben, daß das Stück zweifelsfrei ein preussisches Infanterie-Fahnenstück darstellt und daß somit das Vorhandensein des Hauptteils des bei Dijon vor 61 Jahren verlorengegangenen Fahnenstücks des II. Bataillons Infanterie-Regiment Nr. 61 außer Frage stellt.

Zu Julius Große's „Volkslied“ hat der Fahnenkamp des II/61 in ergreifender Schilderung rühmende Erwähnung gefunden. Hier spricht ein Stabsarzt zu der Krankenschwester im Lazarett von der Fahne, die geborgen.

„Die Fahne, die man Blutgetränkt gefunden, Doch nicht erobert von den Todesunden. Kein Tag des Ruhms, nicht von Marathen, Noch bei Termophä war so erhaben. Unterlich bleibt das II. Bataillon, Das seine Fahne unter sich begraben.“

Es kann wohl mit Sicherheit angenommen werden, daß dies derselbe Stabsarzt ist, der die „geborgene“ Fahne mit sich nahm und bis zu seinem Tode als treues Erinnerungszeichen aufbewahrte.

Die unter so eigenartigen Umständen uns wieder-geschenkte Fahne des II. Bataillons soll uns alten 61er ein tereues Vermächtnis der für sie gefallenen Toten sein, ein mahnendes Vorbild, dem Wahlspruch des Regiments: „Getreu bis in den Tod“ zu folgen, wenn der Ruf an uns ertönt und ebenso tapfer zu sein wie die, die bei Dijon ihr Leben ließen.

Daß dieser Geist in den Nachkommen jener Helden von Dijon lebendig geblieben ist, das hat das Regiment 61 auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges im Osten und Westen tausendfach bewiesen und mit Blut bezeugt.

Und so soll es bleiben für alle Zeit: „Getreu bis in den Tod!“

Das gelobten wir alten 61er aufs Neue angehts des heiligen Palladiums von Dijon.

Oberstleutnant a. D. Rudelsdorf, Vorsitzender des Offiziersvereins des ehemaligen Infanterie-Regiments von der Marwitz (8. Pommersches) Nr. 61



# Unsere SONNTAGS Seite

## Die Ehrenlegion für einen preussischen Militärkapellmeister



nahm auch die Militärmusik einen großen Aufschwung. Der Soldatenkönig stellte sogar Regimentkapellen aus vollblütigen Negern zusammen, von deren wildem Temperament er sich besonders anfeuernde Musik versprach.

Unter dem Eindruck der siegreichen Befreiungskriege bekundete Beethoven sein Interesse für die Musik des Soldaten. Von ihm stammt der Nordische Marsch. Im Jahre 1817 entstand dann die erste Sammlung von Militärmärschen für die preussische Armee. Sie wurde immer wieder ergänzt und zählte bei Beginn des Weltkrieges über 500 flotte Marschweisen. Die deutsche Militärmusik war über die Grenzen bekannt und berühmt; fünf Jahre vor dem deutsch-französischen Krieg konnte sie sich in Paris einen großen Erfolg holen. Zur Weltausstellung im Jahre 1867 hatte Napoleon III. die europäischen Armeen zu einem Militärmusik-Wettbewerb eingeladen. Abordnungen aus Preußen, Bayern, Baden, Oesterreich, Rußland, Holland, Spanien, Belgien waren erschienen. Der preussische Generalkapellmeister Wieprecht, der ein aus dem 2. Garde-Regiment und den „Franzosen“ zusammengesetztes Musikkorps dirigierte, gewann mit seinen Leuten nicht nur stürmischen Beifall und einen Ersten Preis, sondern wurde sogar mit der Ehrenlegion dekoriert! Für die französische Armee mußte er auf Wunsch des Kaisers seine Vorschläge über eine Musikreform in einer Denkschrift niederlegen. Der Reform setzte Sedan freilich ein vorzeitiges Ende.

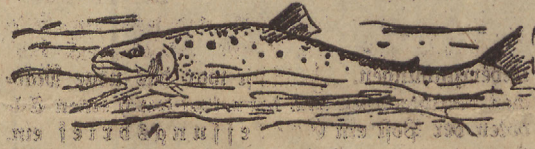
Militärmusik ist unerbittlich. Ihr Rhythmus verfehlt seine Wirkung nie. Er begeistert heute noch so gut wie zu den Zeiten des römischen Königs Servius Tullius, der angeblich der erste war, welcher herausfand, daß man mit Soldaten besser fährt, wenn ihnen Trommeln und Pfeifer voranmarschieren. In Deutschland gibt es Soldatenmusik erst seit dem Dreißigjährigen Krieg; damals hatten schon die verschiedenen Truppengattungen verschiedene Instrumente. Bei der Kavallerie setzte sich die Trompete durch, bei der Infanterie traten Trommel- und Schlagzeug in den Vordergrund. In jener Zeit kamen auch Hoes und Schalmei auf. Als sich Preußen zur größten Militärmacht Mitteleuropas entwickelte,

Deutsche Militärmusik ist auch heute noch in aller Welt beliebt. So hat sich der Freistaat Irland einen deutschen Musikdirigenten herübergeholt, den früheren Musikmeister Blase vom Alexander-Regiment in Berlin. Der Maharadscha von Mysore, der nicht nur für deutsche Architektur sein Interesse zeigte, berief einen deutschen Musikmeister für seine kleine Armee, und der neue Kapellmeister Müller, der als Nachfolger des „Meisters Dippel“ zum 9. Infanterie-Regiment nach Potsdam berufen wurde, hat im fernen Mittelamerika, in der Republik Salvador, lange Jahre nach dem Kriege gelebt und gewirkt.



Halt' mir das mal, Onkel, aber beiß' nicht!

## Wo unsere Lachse herkommen



Lachse sind einer der wichtigsten Nahrungsmittel an unserer Ostseeküste, deren Fang im ganzen in den letzten Jahrzehnten sich auch nicht vermindert hat. Dies ist besonders auffallend deshalb, weil die Lachse in unseren Flüssen fast verschwunden sind. Früher war die Antwort auf die Frage, wo unsere Lachse herkommen, sehr einfach. Sie wurden in unseren Flüssen, im Memelstrom, im Pregel, in der Bassarge, in der Weichsel im Oberlauf geboren, wanderten nach etwa einem Jahr in die Ostsee und kehrten nach zwei bis drei Jahren wieder in die Flüsse zurück, um ihrem Laichgeschäft nachzugehen. Bei der Rückkehr in die Flüsse wurden sie dann als stämmige Exemplare von fünf bis zehn Kilogramm Gewicht in großen Mengen gefangen.

Noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ergab der Lachsfang an der Mündung des Memelstromes jährlich 1000 bis 2000 und mehr Fische, und auch an der Pregelmündung waren Lachsänge nicht selten. Heute aber sind Lachse im Memelstrom und im Pregel eine große Seltenheit, nur in der Weichsel kommen sie noch häufiger vor. Man mußte deshalb annehmen, daß an der ostpreussischen

Küste, da die Lachse in den ostpreussischen Strömen nicht mehr laichen, die Lachse eine Seltenheit geworden seien. Dies ist aber nicht der Fall, die hier gefangenen Lachse müssen daher anderer Herkunft sein.

Die Forschung der letzten Zeit hat ergeben, daß die Lachse an unserer Küste vermutlich zum großen Teil aus den schwedischen und finnländischen Flüssen stammen, wo sie auch heute noch in großer Menge laichen, und durch Markierung hat man festgestellt, daß die Lachse aus den schwedischen Flüssen offenbar an der schwedischen Küste nach Süden ziehen bis in die Gewässer von Bornholm, auch nach den großen dänischen Inseln, um dann an der pommerischen Küste wieder aufzutauhen und nachher wohl mitten durch die Ostsee nach den Flüssen ihrer Geburt zurückzuziehen. Dagegen pflegte die Lachse aus den flussigen Finnlands wohl an der östlichen Ostseeküste entlang zu wandern, um bei Memel und an der Samlandküste und in der Danziger Bucht aufzutauhen. Es ist demnach zu vermuten, daß die meisten an der ostpreussischen Küste gefangenen Lachse in Finnland geboren sind, während sich in der Danziger Bucht neben den aus der Weichsel stammenden Lachsen solche aus Finnland und Nordschweden finden.

In Schweden und Finnland werden in größerem Umfange, ebenso wie im Rheingebiet, künstlich erbrütete Lachse ausgefetzt. In Ostpreußen hat man dies früher, namentlich in den kleinen Zuflüssen des Frischen Haffs, auch getan, nach dem Kriege jedoch sind die Lachsausfetzungen hier eingestellt worden.

## „Heber den Löffel balbieren“

Jahrhunderten brachte der Barbier dagegen einen beinernen Löffel mit, steckte ihn in den Mund des Kunden, spannte so die Backenhaut straff an und rasierte dann. Auf diese Weise läßt sich auch die heute noch gebräuchte Rasierart „über den Löffel balbieren“ erklären.

## Die Gefängnisse sind zu klein

Ein seltsames Zeichen der Zeit weist die Stadt Gisleben auf. Infolge Überfüllung ihres Gefängnisses nämlich können Strafen bis zu drei Monaten vor Mitte März nicht vollstreckt werden. Dasselbe Symptom weisen auch die anderen Gerichte im Landgerichtsbezirk Halle auf. Die Zunahme wird nicht etwa auf politische Verurteilungen zurückgeführt, sondern auf viele kleine Strafen, welche früher nicht „abgefessen“, sondern in bar beglichen wurden.

## Ein guter, alter Hamburger Witz

Im Jahre 1679 belagerten die Dänen mit einem starken Heer Hamburg, aber trotz aller Anstrengungen gelang es ihnen nicht, die Stadt zu erobern, so daß sie schließlich unberitteter Sache wieder abziehen mußten. Zum Andenken an diese Belagerung prägte die Hamburger eine Münze, die auf der einen Seite die Jahreszahl trug: „Der König von Dänemark ist vor Hamburg gewesen. Was er ausgerichtet, ist auf der anderen Seite zu lesen.“ Auf dieser stand — nichts.

## Ist Betteln lohnend?

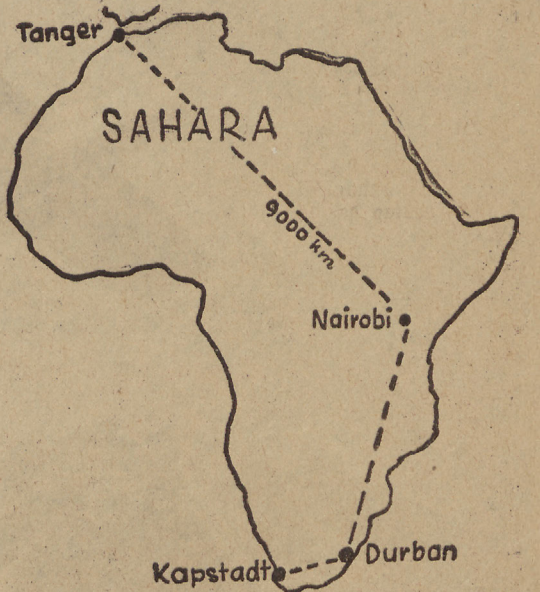
Einige Fälle aus der Praxis geben darüber Aufschlüsse. Nehmen wir einmal an, ein Bettler klopft an einem Tage an 1000 Türen, wozu er etwa 40 Großstadthäuser „abzuklopfen“ hätte, und er erhält an 200 nur je 5 Pf., so hat er allein in diesen Häusern 10 RM. bares Geld eingenommen. Der tägliche Verdienst ist aber eher noch höher als niedriger einzuschätzen.

Der Berliner Polizei sind schon wiederholt Bettler in die Hand gefallen, die eine Tageseinnahme von 70 bis 100 RM. bei sich trugen. Sie haben also an einem Tage mehr verdient, als das Monatsgehalt eines kaufmännischen Angestellten in bescheidener Stellung beträgt.

## Die längste Straße der Welt

Eine neue Automobilstraße, die jetzt von dem ostafrikanischen Automobilklub angelegt wird, dürfte nach ihrer Vollendung die längste Anlage dieser Art

in der Welt werden. Der Weg geht von Nairobi aus und führt erst westlich, dann nördlich quer durch die Sahara bis nach Tanger und Ceuta, wo er Anschluß an die Automobilstraßen von Spanien und



Frankreich findet. Die Entfernung von Nairobi bis zu dem Hafen Ceuta am Mittelmeer wird etwa 9000 Kilometer betragen. Da aber die Straße nach Süden mit den Automobilwegen nach Durban und Kapstadt in Verbindung steht, so dürfte sie eine Gesamtlänge von 15 000 Kilometer mit diesen Verbindungsstraßen zusammen erreichen. Es ist der erste Weg durch die Sahara, der privaten Kraftfahrern zur Verfügung steht.



Schon in der Bronzezeit, also im frühesten Altertum, waren Rasiermesser bekannt. Man kann sich heute nur schwer vorstellen, auf welche Weise das Gesicht mit diesem scharfen Messer überhaupt abgeschabt werden konnte, ohne daß die Haut vorher erweicht wurde. Nach der Darstellung von Dr. A. Martin in der „Fortschritten der Medizin“ erscheint es uns schon wahrscheinlicher, daß die Eingeborenen auf Holländisch-Neu-Guinea die Barthaare einzeln herausrissen, indem sie diese zwischen Fingernagel und einer Steinlinge fahnten. Allerdings müssen die unglücklichen Objekte dieser Rasierkünste wohl wesentlich stärkere Kerben gehabt haben als unsere heutige Generation.

Im mittelalterlichen Deutschland wurde das Rasieren schon in den sogenannten Badestuben vorgenommen. Die Badestube war ein einfaches Dampfbad; durch Dampf und Schweiß wurde das Barthaar so erweicht, daß auch ein nicht scharfes Messer bequem verwendet werden konnte. Anfänglich besorgten es die Leute selbst, später der berühmte Dorfbarber. Diese etwas umständliche Methode gibt es übrigens auch heute noch in Finnland. Die Mönche führten das sogenannte „Trockenscheren“ ein.

Der Gebrauch der Seife ist schon sehr alt und wird schon bei den Messerfingern erwähnt. Beim Trockenscheren wurde jedoch noch keinesfalls die Seife in ihrer heutigen Form angewandt, sondern in besten Fall eine besondere Art von Lauge. Die Barbier bewahrten diese Rasierlauge in mächtigen Kannen auf, die sie zu den Kunden hinführten. In späteren



Am Montag, den 14. März

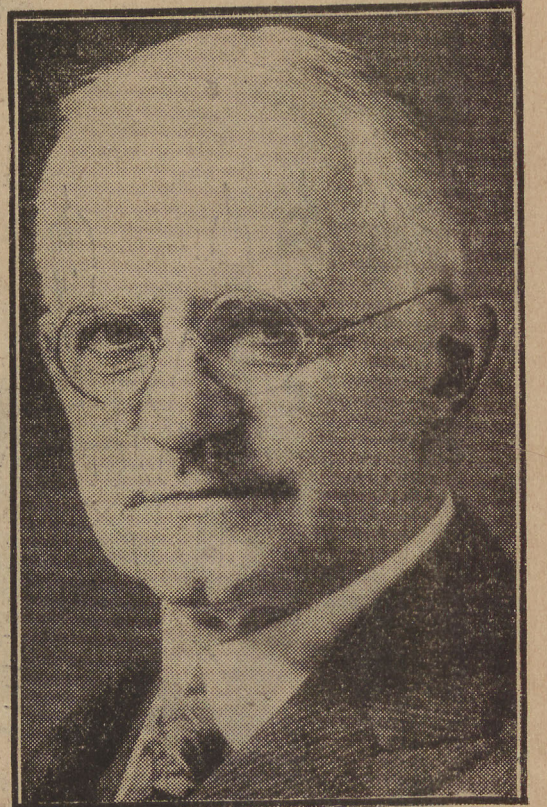


# Zeit- geschehen im Bild



### Beisetzung des französischen Außenministers Briand

Unter großer Beteiligung fand in Paris die Beisetzung Briands statt. Unser Bild zeigt in der ersten Reihe von links den deutschen Botschafter von Hoesch, den polnischen Gesandten u. a. Diplomaten im Leichenzug.



### Noch ein Selbstmord eines Multimillionärs

George Eastman, der 75jährige Aufsichtsratsvorsitzende der amerikanischen Kodakgesellschaft, hat sich erschossen. Er war der Erfinder des Filmstreifens; sein Vermögen wird auf ungefähr 400 bis 500 Millionen Dollar geschätzt.



### 86,2 Prozent Wahlbeteiligung

Auch die Kranken erfüllten ihre Wahlpflicht und die Zwerge haben den Gang zur Wahlurne ebenfalls nicht versäumt.



### Der neue Dornier-Riese über den Alpen

Das neue Riesenflugschiff der Dornierwerke „Do X 3“ hat jetzt einen längeren Werkstättenflug unternommen.



### Schwieriger Postverkehr im Spreewald

Die Eisdecke ist schon zu dünn, um noch Schlitten und Menschen zu tragen, aber noch zu stark, um schon einen Kahnverkehr zu ermöglichen. Die Briefträger überqueren daher besonders gefährdete Stellen kriechend, um das Körpergewicht möglichst gleichmäßig zu verteilen.





# Sahen Sie schon einmal einen Fischotter?

Zu den interessantesten Raubwildarten gehört zweifellos der Fischotter, dieser vom Jäger geschätzte, vom Fischer gehätzte Fischräuber. In manchen Gegenden ist er bereits so selten geworden, daß sich einige Länder genötigt sahen, seinen Schutz auszusprechen. Wo sich ihm, aber Daseinsberechtigung, die er in fischreichen Gewässern findet, bieten, ist er stärker vertreten als im allgemeinen angenommen wird. Vielen bleibt seine Anwesenheit freilich infolge seiner versteckten Lebensweise verborgen, bis sie mal der Zufall mit diesem Wasserbewohner zusammenführt.

Trotz seiner Heimlichkeit verrät sich der Fischotter leicht durch die Reste seiner Mahlzeit, die er am Ufer zurückläßt. Während er kleinere Fische gleich im Wasser verzehrt, schafft er größere ans Land, um sie sich dort in Ruhe einzuverleiben. Dabei geht er geschickt zu Werke, indem er das Fleisch des Rückens vom Kopfe nach dem Schwanz zu abschält. Bei reichlicher Beute wählt er stets nur den besten Bissen vom Rücken und läßt das übrige großmütig andern. Und zu diesen andern gehörte und gehört noch heute in manchen Gegenden auch der Mensch, der nicht selten Nütznießer der Raubtätigkeit des Fischotters wird. Diese Raubtätigkeit macht ihn dem Fischer so verhaßt. Der Fischotter reißt nämlich weit mehr als er zu seinem Lebensunterhalt bedarf.

Zoologisch gehört er zur Familie der Marder, zeichnet sich aber vor diesen durch die Fähigkeit des Schwimmens und Tauchens sowie Auswahl und Anlage seiner Wohnung aus. Diese Fähigkeiten und besondere Körpermerkmale, namentlich die Schwimhaut, erschweren älteren Zoologen das Bestimmen des Fischotters. Wer ihn bei seinem Jagzuge beobachten konnte, weiß, daß er seine Erfolge einmal dem geschickten und ausdauernden Kinnern zu danken hat und zum andern seinen Methoden. So nähert er sich größeren Fischen vom Grunde aus und schlägt ihnen sein scharfes Gebiß mit den Fangzähnen in den Leib. Fisch er in seichten Gewässern, so treibt er seine Beute in Buchten zusammen oder drängt sie in Uferlöcher oder unter Steine, wo sie ihm nicht mehr entgehen kann. Auffallend sind auch seine außerordentlich scharfen Sinne. Im Augen, Wittern und Vernehmen steht er den übrigen Raubwildarten keineswegs nach.

Was vielen, auch solchen, die den Fischotter in seinem Treiben in und am Wasser gesehen haben, nicht bekannt ist, ist seine Vorliebe für ausgedehnte Wanderungen über Land. Dieser Ge-

pflogenheit verdanke ich die gründliche Beobachtung seiner Körpermerkmale und der Art sich zu bewegen, wozu die Augenblitzbilder, die er im Wasser bietet, niemals Gelegenheit geben. Den Otter am Ausstieg zu beobachten glückt vielen — die meisten dieser Räuber werden ja bei dieser Gelegenheit erbeutet —, ihm aber fernab von größeren Gewässern zu begegnen, ist selten einem beschieden.

Da muß ich denken an einen blauen, sonnenfrohen Tag im Frühherbst. Auf der nahen Feldmark lockten Hühner. Hin und her gingen ihre Rufe — von der Stoppel zu der Deckung dichten Kartoffeltrauts und zurück. Fernab stand über unbewegten Wipfeln das Flugbild eines Schellablers. Am Waldrande flatschten Tauben. Ueber blumiger Waldesblöße lag das Brummen und Summen engerer Bienen, und in der Dichtung zeigte die Sonne das gleichmäßige Spiel steigender und fallender Rücken. Es war ein Tag, der mit seinen Farben und Stimmen, mit seiner Sonnenfeligkeit die Wachsamkeit erlöschte. Wöhllich taucht etwas Klumpenmäßiges im hohen Ried auf, dunkel in der Färbung, plump in den Bewegungen — plump, aber doch rasch. Gewohnheitsmäßig geht das Gewehr an die Backe. Was ist's? Aber das Denken bleibt hinter den in langjähriger Übung anezogenen Griffen zurück. Der Flüchtige wird frei — das Korn zeigt dicht vor seinem Fang —, verschwindet im Heidekraut, kommt wieder zum Vorschein. Und wieder ist die Waffe schußbereit. Nochmals: Was ist's? — Ist's? Unfinn! Marder, ja Baumarder... Aber warum haunnt er denn nicht auf — so dicht an astreicher Fichte? Zum drittenmal ist der Flüchtlings frei, wohl zwei, drei Sekunden. Zum Teufel was ist's? Ein rascher Schuß könnte die Streitfrage klären; aber der Finger krümmt sich nicht. Die Augen sehen und sehen, bis der Rätselhafte am Bach verschwindet. Kreise auf der Oberfläche des Wassers zeigen die Stelle, wo er untertauchte; bezeugen dem verdutzten Jäger, daß hier keine Sinnestäufung vorlag. Dreimal, zehnmal hätte ich ihn strecken können. Es reut mich nicht, es nicht getan zu haben; wie zuvor und danach sah ich den Fischotter so deutlich in den verschiedensten Lagen, wie an diesem blauen Herbsttage. Dieser



Raubwild gute Dienste. In Deutschland bildeten sich schon frühzeitig besondere Jäger heraus, die sich das Weidwerk auf den Fischotter angelegen sein ließen. So wurden den in Klöstern angestellten Fischweibern besondere Otterjäger zur Unterstützung beigegeben. Diese Maßnahme war weniger auf das Bestreben, die Fischerei zu schützen, zurückzuführen, als auf kulinarische Rücksichten. Der Otter war nämlich als Fastenspeise sehr begehrt, namentlich, nachdem der Rechtsgelehrte Meurer ihn als Amphibium erklärt hatte. Diese Einschätzung machte ihn zu einem begehrten Handelsartikel, und so mußten denn die Klöster in einzelnen Ländern, namentlich Bayern und Schwaben, ihren Reichtum an diesem Wilde, indem sie sich mit einem Gulden das Pfund bezahlten ließen. Auch im Ordenslande Preußen war das Wildbret des Fischotters beliebt. Noch geraume Zeit später, ja bis in die Jetztzeit hinein haben sich Berufsotter, die sich mit der Jagd und dem Fang des Fischotters beschäftigten, gehalten.

Edmund Scharein.

## Die Kolbenzeit naht

Mit dem Ende des Winters beginnen die Hirsche abzumersen. Zuerst entledigen sich die starken ihres Kopfschmucks in der ersten Hälfte März, manchmal sogar schon Ausgang Februar; dann folgen im April die schwachen und jungen. Der Zeitpunkt des Abwerfens ist unterschiedlich und wird nicht zum mindesten durch äußere Umstände, wie Aesung und Klima beeinflusst.

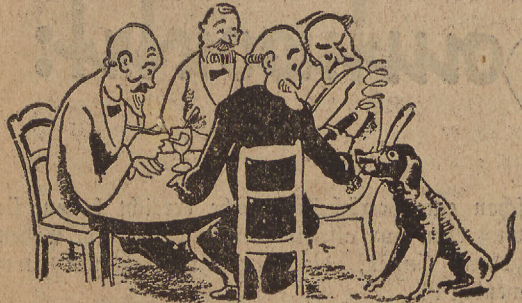
Es handelt sich hierbei um einen außerordentlich wichtigen Naturvorgang, dem der Hochwildjäger größte Beachtung schenken muß, liegt ihm sein Wildbestand am Herzen. Ausreichende und kräftige Aesung ist ja eine Vorbedingung guter Gemeinheitsentwicklung. Mehr denn sonst ist auch die Darbietung von Kochsalz als appetitanregendes Mittel und zur Beförderung der Verdauung erforderlich, wenn auch von einem unmittelbaren günstigen Einfluß auf die Gemeinheitsentwicklung kann die Rede sein kann. Den Salzlecken ist also während dieser Zeit größte Aufmerksamkeit zu schenken.

Aber noch aus einem anderen Grunde ist schärfste Wachsamkeit des Jägers zu diesem Zeitpunkt geboten. Gleich nach dem Abwerfen beginnt die sogenannte Kolbenzeit. Das ist die Zeit des Gepeichwachstums unter dem Baft. Die Knochenwunde wird durch einen Bildungsraum überwuchert, von dem aus das Wachstum des ersten Erstageweils einsetzt. In dieser Zeit ist der Hirsch in seiner Bewegungsfreiheit behindert und gegen Störungen besonders empfindlich, weshalb er seinen Stand am liebsten in raumem Stangenholz hat. Auf Ruheförder aller Art, namentlich wildernde Hunde, die zu dieser Zeit dem Hirsch sehr lästig werden können, muß der Jäger also ein wachsames Auge richten. Wachsamkeit ist um so mehr am Plage, als sich nicht selten allerlei Viehhaber im Revier einkfinden, die es auf die von ihnen begehrten Abwurfstangen abgesehen haben. Die Kolbenzeit legt dem Hochwildjäger gerade in Revieren, die Edelwild bergen, Pflichten auf, in deren Erfüllung er nicht peinlich genug sein kann.

Otter war von dem nächsten größeren Gewässer etwa 1100 bis 1200 Meter entfernt! —

Die Geschichte des Fischotters lehrt, daß seine Jagd schon in längst vergangener Jahrhunderten eifrig betrieben wurde. Mit Gabeln und Fallen stellte man ihm nach. Auch Hunde waren dabei oft die Helfer des Menschen; namentlich die sogenannten Otterhunde, die in England sehr beliebt waren, leisteten bei der Jagd auf dies-

## Jägerhumor



Die Klugheit des Jagdhundes ist sprichwörtlich. Aber der Oberförster Hintertreffer besaß eine Hündin, die war ganz besonders schlau. Täglich erhielt sie zur bestimmten Mittagsstunde ihr Futter. Einmal, als Gesellschaft war, wurde dies vergessen. Da eilte Juno, die bisher zu den Füßen ihres Herrn gelegen hatte, in den Garten, trabte die Blumenbeete entlang und kehrte zurück, im Maul ein Büschel — Bergklee mit sich.

# Sportlers Tagebuch

Die ostpreussische Leichtathletik hatte am Sonntag einen ihrer ganz großen Tage. Von allen Seiten wurde anerkannt, daß eine Leichtathletikveranstaltung mit einer derartigen Besetzung deutscher Spitzenkämpfer bisher in Königsberg noch nicht stattgefunden hat. Es ist das unbestrittene Verdienst des veranstaltenden Kreises I im BSV, der mit Unterstützung der „Königsberger Allgemeinen Zeitung“ diese imponierende Leistungsschau durchführte, einige deutsche Leichtathleten von Welt Ruf verpflichtete zu haben, die denn auch alle auf sie gestellten Hoffnungen vollauf erfüllten. Vor über 2500 Personen gestaltete sich vor allem der 800-Meter-Lauf, in dem es der Weltrekordmann Belker mit dem Charlottenburger Wichmann zu tun hatte, zu einem großen Erlebnis. Diesmal gelang es dem „langen Stettiner Doktor“, unbeschwert von Krankheit und Verletzung, eine wirkliche Probe seiner international überragenden Leistungsfähigkeit abzulegen. Unter dem isenden Beifall der Zuschauer schüttelte er seinen großen Gegner auf der Schlusgeraden mit Leichtigkeit ab und siegte ganz überlegen mit guter Zeit; von Kostkowski hatte schon vorher aufgegeben, während Mittel (Königsberg), als Dritter, ebenfalls eine gute Figur machte.

Zu einem Triumph der ostpreussischen Leichtathletik gestaltete sich wiederum das Kugelstoßen, in dem wir in Deutschland und Europa ja durch unseren

Weltrekordmann Hirschfeld eine ganz überragende Rolle spielen. Hirschfeld war auch diesmal diese Konkurrenz wiederum nicht zu nehmen, doch zeigte sich hier der deutsche Zehnkampfkämpfer Siebert, dessen Erscheinen in Königsberg mit zu den bemerkenswertesten Ereignissen dieses Hallensportfestes zählte, nicht wesentlich schlechter. Den 14,87 Meter unseres Landsmanns setzte er 14,58 Meter entgegen, während Djevas mit 13,79 Meter auf den dritten Platz kam.

Eine ganz überragende Rolle spielte auch der vielmalige deutscher Meister Körnig im Sprinterdreikampf über je 75 Meter. Er konnte jedesmal die Strecke in 8,3 bzw. 8,4 Sekunden als Bester durch-eisen. Aber auch der Turnerkämpfer Pflug zeigte sich von einer sehr guten Seite, obwohl er beim ersten Lauf das Best hatte, am Start sitzenzubleiben. Nur ganz knapp edierte er später hinter Körnig als zweiter. Gillemeister, von früheren Ballenmeisterchaften ein alter Bekannter, stellte seine erneut aufsteigende Form mit einem sehr guten zweiten Platz unter Beweis.

Einen überaus spannenden Kampf gab es auch im Hochsprung, wo der deutsche Gymnast Rosenhalm nur mit einem Zentimeter gegen den Zehnkampfmester Siebert den Sieg erringen konnte. 1,78 Meter für den Sieger und 1,77 für den Zweiten bedeuten in der Halle sehr respectable Leistungen.

Eine Neuerrung bei Hallensportfesten bedeutete der Start der beiden bekannten Leichtathletinnen Ellen und Inge Braumüller, die für die ostpreussischen Frauen wertvolle Anregungen geben konnten und in ihren Konkurrenzen abwechselnd die Siege errangen. Inge brachte den Hochsprung und den 75-Meter-Lauf an sich, während die zweifache Weltrekordlerin Ellen im Kugelstoßen überlegene Siegerin blieb und in den beiden anderen Konkurrenzen auf gute Plätze kam.

Im 75-Meter-Lauf der ersten Klasse siegte der bekannte Turner Hundertmark (Wehlan), während der 400-Meter-Lauf eine sichere Beute von Rosenhalm (Berlin) wurde. Spannende Staffeln, gut besetzte Jugend- und Alterskämpfe rundeten das Bild dieses Hallensportfestes zu einer umfassenden und wohlgelungenen Schau der Leichtathletik.

Eine Riesenerwartung gab es am Sonntag in der Fußballmeisterschaft des Baltischen Sportverbandes. Der bisher ungeschlagene Favorit der Meisterchaft, VfB. Königsberg, wurde in Stolz von der dortigen Viktoria-Elf 4:2 geschlagen. In Danzig trennten sich der Danziger Sportklub und Hindenburg Allenstein unentschieden 1:1.

Einen schönen Sieg errangen die Kunstturner des Königsberger Männer-Turnvereins in Danzig, wo sie die dortige Turngemeinde mit 828 zu 823 Punkten knapp schlugen konnten.

Die offiziellen Vorkampfschaften, die am Dienstagabend in Königsberg ausgetragen wurden, endeten mit einem großen Triumph der Königsberger Vertreter. Nicht weniger als sieben von den acht Meisterchaften fielen nach Königsberg, während für Danzig lediglich Radtke im Leichtgewicht den Ehrenpunkt durch einen Sieg buchen konnte. Die neuen Meister heißen vom Fliegen- bis zum Schwergewicht wie folgt: Scharmacher, Pieper, I. Kuzner, Radtke, Battke, Buhle, Borowski, Müller. Zu den deutschen Amateur-Vorkampfschaften, die zu Ostern in München ausgetragen werden, nehmen für den ostpreussischen Landesverband Lenski und Taubien Danzig sowie Buhle und Müller-Königsberg teil.

luk.



# MAX UND MORITZ

## Die Stadt der Ostereier

Eine Osterarbeit

Wo liegt denn dieser seltsame Ort? Im Frühlingsland! Kommt Freunde, laßt uns die Stadt der Ostereier aufbauen.

Da beginnen wir zuerst mit den Häusern. Wir verwenden dazu einige ausgeblasene Suppen-eier, die uns die Mutter gewiß gern zur Verfügung stellt. Zunächst werden die Stücke mit heißem Wasser laubergemacht und wieder getrocknet. Damit die Arbeit recht fein und sauber ausfällt, benutzen wir einen Bleistift und geben uns damit einige Wertpunkte an. Es gelingt uns auf diese Art besser, die Türen und Treppen, die Fenster und Laden, das Dach aufzumalen. Zur bunten Gestaltung eignen sich vorzüglich die Deckfarben, die jetzt wieder bei vielen Kindern großen Anklang gefunden haben. Aber auch gewöhnliche Wasserfarben geben bei geschickter Verwendung sehr reizende Wirkungen ab.

Auch der Wagen ist ein buntemaltes Osterei. Bei der „Montage“ der Räder waren wir nicht wählerisch; denn ein Paar Knöpfe mußten uns dazu dienen, und diese haben wir dann mit ein paar Stednadeln befestigt. Etwas schwieriger war schon die Gestaltung des Ostereihais. Hier brauchten wir neben der Eisform noch etwas Kartonpapier. Das Köpfchen, die



Floten und der Schwanz sind bemalt, ausgeschnitten und angeklebt worden. Als Baumzeug diente uns ein Zwirnrad.

Nun haben wir genug erklärt, und ihr könnt mit der Arbeit beginnen. Besten Erfolg und fröhliche Ostern!  
Kurt Bibi

## Gebt Acht auf den Straßen!

Die drei Kinder wohnten in der Wassergasse; der Fritz, das Gretel und der Moritz. Vom Fenster ihres sauberen Stübchens konnte man gerade auf die Straße sehen. Wie kurzweilig war das! Auto flühten vorbei. Motorräder ratterten. Der Milchmann hielt vor den Häusern, und die Obstfrau brachte Äpfel, Birnen und Trauben.

Auch der Zeitungsjung mit der Sonntagspost kam alle Woche einmal. Am liebsten waren dann die Kinder auf die Straße gerannt und hätten dem Jungen die Zeitung aus der Hand gerissen, so gespannt waren sie allemal auf die neuen Bilder und Geschichten.

Aber die Mutter wehrte. Sie sagte: „Wo denkt ihr hin? Meint ihr, ich wollte euch unter einem Auto herborholen?“ Ueberhaupt war die Mutter immer etwas in Sorge, wenn die Kinder auf die Straße mußten. Wie schnell war da ein Unglück geschehen! Alle Tage konnte man die schrecklichsten Dinge in der Zeitung lesen!

Ganz einsperren aber konnte die Mutter die Kinder doch nicht. Da gab es manchmal für den großen Fritz rasch etwas zu besorgen. Oder die Kinder wollten den Vater vom Büro abholen. Auch zur Schule mußten sie, Fritz in die zweite Klasse und die beiden andern in die Kleinkinderschule.

Da hatte die Mutter natürlich zu mahnen genug: „Geht nur auf dem Schrittweg! Schaut euch zuerst um nach links und rechts, wenn ihr über den Fahrdamm müßt! Steht nicht still und rennt die Leute nicht an!“

Einsmal aber wäre doch beinahe ein großes Unglück geschehen. An einem der schulfreien Nachmittage waren die Kinder wieder einmal bei der guten Tante Frida. Schokolade und Kuchen gab's und feines Radiokonzert.

Als aber die Kinder wieder heimgehen mußten, nahm die Tante ein Blumentöpfchen vom Schrank. Es war ganz neu und mit bunten Blumen bemalt. Die Tante gab es dem kleinen Moritz in die Hand und sagte lachend: „Schau, dieses funkelnelene Töpfchen darfst du deiner Mutter bringen. Sie hat ja morgen Geburtstag und kann ihren schönen Kattentod hineinfegen. Aber gibt acht und laß das Töpfchen nicht fallen!“

Moritz trug das Kleinod behutsam die Treppe hinunter. Das ganze Gesicht lachte. Sei, wie würde sich da die Mutter freuen!

Auf der Straße aber bekamen die Kinder Streit. Fritz wollte das Blumentöpfchen dem Brüderchen aus der Hand nehmen und es selber der Mutter bringen. Aber der Kleine protestierte heftig. Um keinen Preis wollte er das wunderschöne Töpfchen hergeben.

Plötzlich riß Fritz dem Kleinen den Topf aus den Händen und rannte damit über die Straße.

Alle Mahnungen der Mutter waren vergessen. Weber links noch rechts hielt er Ausschau. Wie ein Blinder rannte er über die Straße. Laut weinend und heulend rannten die beiden andern ihm nach. Ja, der kleine Moritz rannte so sehr, daß er plötzlich auf die Straße stürzte.

Gerade in diesem Augenblick faufte von links ein Auto heran. Und im gleichen Augenblick fuhr auch von rechts ein Auto daher.

Ein dreistimmiger Schrei!

Das eine Auto überschlug sich fast, so stark drückte der Chauffeur auf die Bremse. Ein starker Arm faßte den gestürzten Moritz und riß ihn hoch.

Und die andern? Totenbleich standen sie da. Sie werden diesen Tag ihr ganzes Leben nicht vergessen!

Und ihr, werdet ihr euch dieses Geschickchen auch zu Herzen nehmen? Ich will es hoffen. Nicht immer läuft nämlich solche Unbedachtsamkeit so gut ab.  
F. R.



Schneidet euch selbst Scherenschnitte

## Raudi macht sich unbeliebt

Ach, Kinder war das schön, wenn wir mit unserem „Raudi“ zusammen Dummhheiten machten. Raudi nämlich, das müßt ihr wissen, war unser vierbeiniger Freund, ein Hund natürlich. Schön war er ja wohl nicht, aber eine treue Seele und immer zu Scherzen aufgelegt. Hinten sah er aus wie ein Schäferhund mit einem langen buschigen Schwanz, vorne war er wie ein Spitz und unten hatte er etwas Dackelbeine, aber uns war er ein lieber Kamerad. Manches Butterbrot habe ich mit ihm geteilt und wenn es mal was aufs Leder gab, heulte er immer aus lauter Freundschaft mit, als wenn nicht ich, sondern er die Stiebe gekriegt hätte.

Raudi war auch dressiert. Wenn ich ihn fragte: „Wie spricht der Hund?“ dann bellte er „Wau-Wau“ und sah mich treuherzig aus seinen schwarzen Augen an. Wenn ich aber fragte: „Raudi, kannst Du auch singen?“ Dann setzte er sich auf die Hinterkeulen, machte ein rundes Schnäuzchen und fing so schwedlich an zu jaulen, daß die Nachbarstübchen wütend das Fenster aufriß und einen alten Knochen nach ihm warf.

Doch das war uns gerade recht, denn den Knochen brauchten wir. Damals gab es noch solche altmodischen Türklinglein, an denen vorne ein Griff war zum Ziehen und hinten eine Glocke im Hausflur. Da gingen wir Rangen denn hin und banden den Knochen mit einem Bindfaden ganz heimlich an den Griff. „Raudi, laß!“, weiter sagten wir nichts, da häutet ihr aber sehen sollen, wie Raudi an dem Knochen zerrte und die Hausglocke an zu zerrern fing. Das gab einen Lärm als wenn drei starke

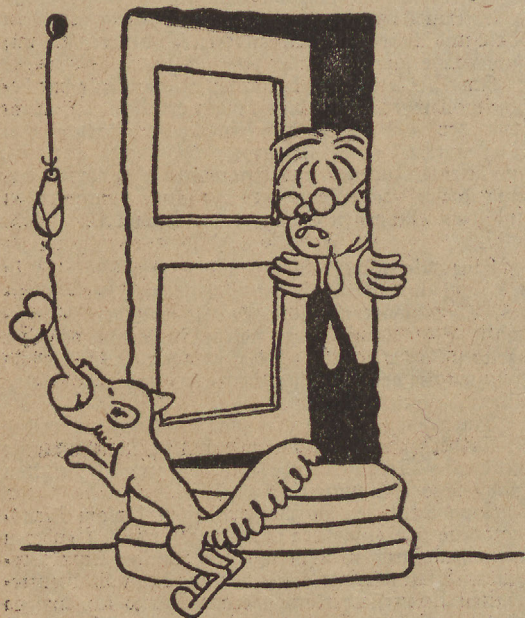
und zog die Maundwinkel hoch, richtig als wenn er lachen wollte. Abends aber sagte es der Apotheker dem Papa, was wir für ungezogene Ruben wären und dann gab's was und auch Raudi kriegte sein Teil ab. So hatte er diesmal wenigstens Grund zu jaulen. Nachher trösteten



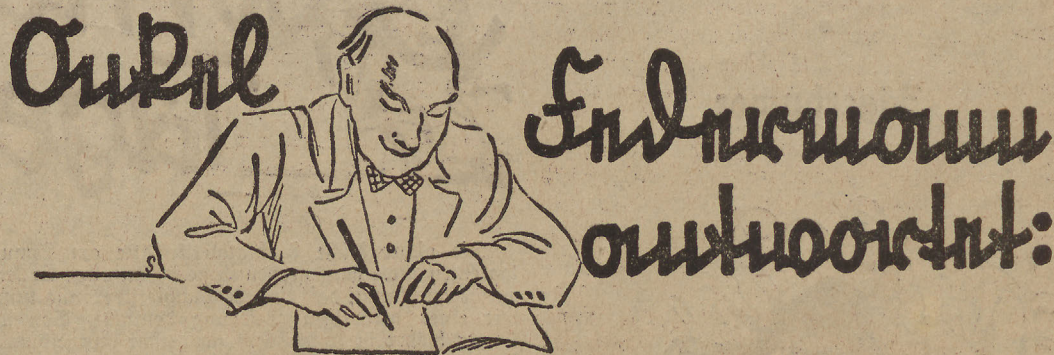
wir uns gegenseitig und verzehrten reumütig, aber mit gutem Appetit zusammen unser Butterbrot und unseren Apfel. Raudi fraß nämlich auch Äpfel und Birnen — Kostlos nennt man das heute. Er war wirklich ein herrlicher Hund.

Ein anderesmal hatten wir uns so ein braunes Paketchen gemacht, aus Packpapier und fein verschmürt, genau so, wie man es im Baden beim Kaufmann kriegt. Junen war Sand und sonst nichts, aber es sah wirklich zum Mitnehmen aus. Dieses Paketchen legten wir heimlich auf die Straße, um die Leute damit anzuschmierern. Da blieben denn auch einige stehen und schielten auf das herrliche Paket und schließlich war ein kleiner Menschenauflauf verammelt, und einer fragte den andern: „Ach haben Sie das vielleicht verlor'n?“ Wir aber standen mit Raudi an der nächsten Straßenecke und freuten uns diebisch. Da bückte sich schließlich einer und wollte das Paket aufheben, weil er sagte, es gehörte ihm — da flüsteren wir nur „Raudi, laß“ und wie der Blitz faufte unser vierbeiniger Kumpan ab und schnappte der Frau das Paket vor der Nase weg und rannte uns nach. Da merkten sie wohl, daß wir Lausbuben sie genarrt hatten und die Schelte prasselte nur so hinter uns her. Natürlich kam auch diese Mistetat raus und abends zu Hause gab es eine Portion „ungebrannter Holzäsche“, die wir rechtlich verdient hatten.

Raudi aber kam an die Kette an Hof hüten. Er wurde ein sehr kluges und artiges Tier. Bloß als der Wirt sich einmal an unseren Türpfosten seine lange Nase stieß, da fing Raudi vor Freude laut an zu heulen und zog die Oberlippe hoch, richtig als wenn er lachen wollte. Er mochte ihr nämlich immer noch nicht leiden.  
O. H.



Männer an dem Klingelzug Freiübungen machten. Eins, zwei, drei stürmte dann der Wirt, den wir nicht leiden konnten, aus der Tür und schimpfte hinter uns her. Wehe, wenn er einen von uns erwischte hätte, aber wir saßen längst hinter dem Zaun und lachten uns ins Häufchen. Auch Raudi, der Uebelthäter, verschwand um die Ecke



Herbert R. in Berlin möchte gern wissen, wieviel Fläche es in Ostpreußen gibt.

Ungefähr 800 QM gibt es in Ostpreußen, und die meisten stecken oben am Kurischen Haff, wo es nur Moor und Buchenwald gibt.

Grete M. in Heiligenbeil fragt an, wie groß die Bäume sind, wenn sie 10 Jahre alt sind.

Das Wachstum der Bäume ist verschieden, der eine wächst schneller, der andere langsamer. Es kommt dabei auf die Baumart an, ebenso aber auch auf den Boden, auf dem er wächst. Eine Eiche kann nach zehn Jahren ein schwächtiges Bäumchen sein, wenn sie in dem Erdboden nicht das findet, was sie für ihr Wachstum braucht. Und eine Kiefer wiederum kann nach zehn Jahren

schon eine beträchtliche Höhe erreicht haben, sie muß eben nur all die Nahrung aus dem Boden ziehen können, die für ihr Wachstum notwendig ist.

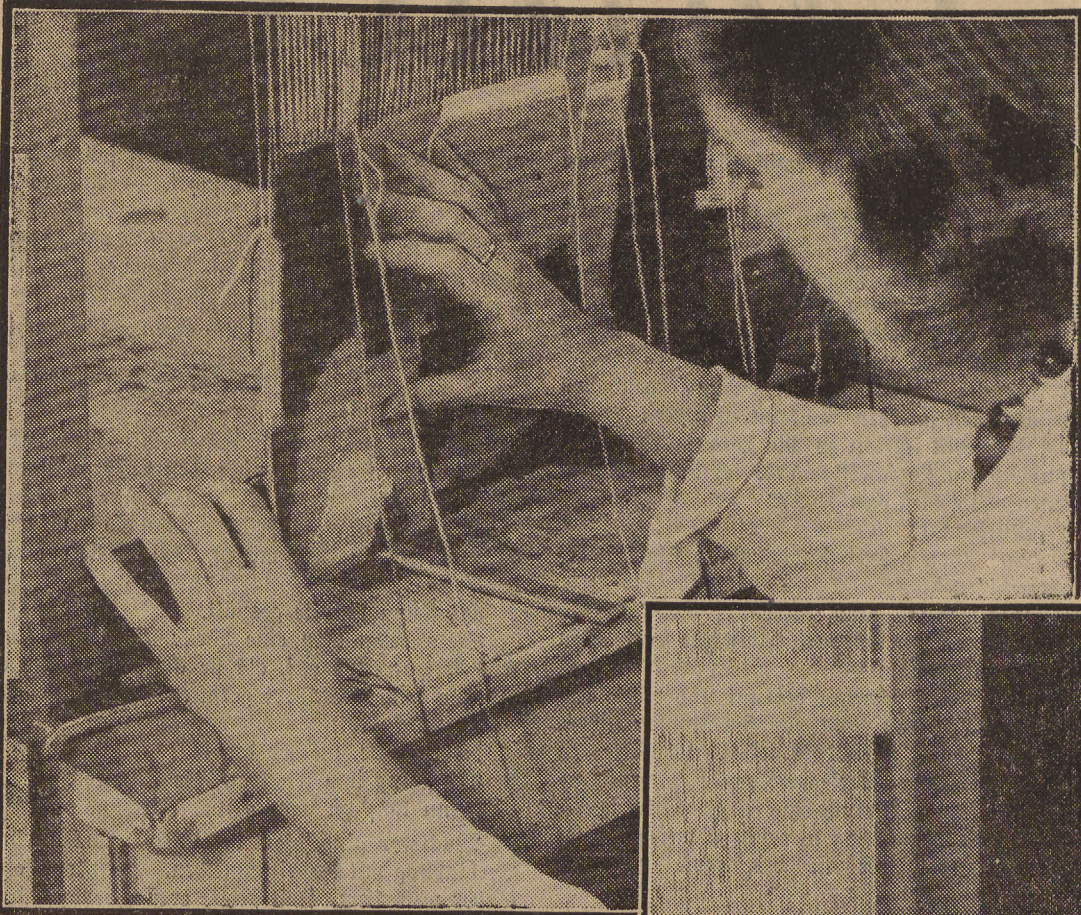
Fritz S. in Bonarth fragt, woraus die große Schultafel gemacht ist?

Die Schultafeln, die auch — nach ihrer Herkunft — Schiefertafeln genannt werden, sind aus Schiefer gefertigt. Der Schiefer ist ein weicher Stein, aus dem ganze Gebirge bestehen. Es werden große flache Stücke abgeschlagen, in Fabriken bearbeitet und geschliffen, so daß aus ihnen Tafeln und auch Dachziegel entstehen.

Handwritten signature.



# Die Frau spricht zur Frau



## Handweberei im eigenen Heim

Aufn. Mauritius

## Wie soll die Hausfrau das Osterfest rüsten?

Ostern naht, das Fest der Auferstehung, der Erhebung, das Fest, das wir auch zu Ehren der Natur feiern, die nach langem Winterschlaf sich zu neuem Werden rüstet. Durch die lichten Ostertage werden auch die Menschen, wie Goethe seinen Faust jagen läßt, „aus Licht gebracht“, und inmitten der Hoffnungen, die die sich wieder schmückende Erde in uns erweckt, jubeln wir bei einem Spaziergang durch Feld und Flur: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.“

Das Osterfest, das uns so mächtig ins Freie lockt, soll aber auch dem Hause sein Gepräge geben; Osterstimmung im Hause zu verbreiten, das ist die Aufgabe der Hausfrau. Auch im Hause muß man wissen, daß ein hohes Fest gefeiert wird, ein Fest, das den Beginn der schöneren Jahreszeit einleitet und einer sich verändernden Lebensweise vorangeht. Trübe Gedanken sollen verschleucht, zaghafte Seelen durch neuen Mut belebt werden. Wer sonst als die Hausfrau ist dazu berufen, die Hüterin der Ostertraditionen, die Verbreiterin der Festtagsstimmung zu sein?

Jedes Familienmitglied soll diese Stimmung empfinden, aber auch jeder Besucher, der das Haus während der Feiertage betritt, soll daran gemahnt werden, daß das Grau vieler harter Arbeitstage durch das Leuchten eines schönen Festes unterbrochen wird, das wir in Ruhe und Frieden als befreiende Atempause in der entnervenden Sait unseres Lebens genießen sollen.

Wie wichtig ist dies erst jetzt geworden! Jetzt, da die Sorge um den kommenden Morgen so drückend auf unzähligen Familien lastet, da die Not des Volkes zu einer Verzweiflung treibt, die die Tatkraft lähmend, noch lähmenderen Pessimismus züchtet. Ist es aber nicht nötig, daß wir, um ans Licht zu kommen, aufrecht, mutig, zuversichtlich bleiben? Sonnenschein im Hause, durch Osterfreude entzündet, ist gewiß ein belebendes Elixier. Um diese Osterfreuden zu entfachen, müssen vor allem die Kinder dazu angehalten werden, die Auferstehung der Natur als etwas Heiliges zu betrachten. Das schöne, das ewige Lied von der Liebe, die nie endet, von mutigem Glauben und starkem Hoffen soll ihnen durch das Osterfest nahegebracht werden.

Daß sich die Feiertagsstimmung durch äußere Mittel erhöhen läßt, das wissen die Hausfrauen. Die osterlichen Stimmungselemente werden von ihnen genützt. Aber noch wichtiger als der Schmuck der Wohnung und des Tisches mit Frühlingsblüten, als das Färben und Verstecken von Eiern, als Backen und Kochen und sonstiges Vorbereiten der Feiertage ist das innerliche Rüsten der Hausfrau zum Feste. Hängt es doch von ihrer persönlichen Stimmung, von ihrer eigenen Gehobenheit, von ihren Herzensempfindungen ab, daß die Familie durch das Osterfest wirklich beglückt wird, daß sie durch dieses schöne und beziehungsreiche Fest neues Vertrauen zum Walten der Vorsehung empfängt.

Gisela Urban.



## Die Schlüsselgewalt der Frau

Gute Hausfrauen haben wir in der heutigen Zeit mehr denn je nötig, ist doch statistisch nachgewiesen, daß etwa drei Viertel des Einkommens des Mannes durch die Hand der Frau geht.

Nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch ist die Hausfrau zur Leitung des Haushalts nicht nur verpflichtet, sondern, wie das Gesetz ausdrücklich betont, auch dazu berechtigt. (§ 1356 BGB.) Die Frau hat also Anspruch darauf, daß sie, und nur sie allein, die Leiterin des gesamten Hauswesens sei. Folglich darf der Mann gegen ihren Willen die Leitung des Haushalts keinem andern übertragen, und er hat seiner Ehefrau, und nicht etwa der Köchin, das Wirtschaftsgeld auszuhandeln. Innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises ist die Frau berechtigt, die Geschäfte des Mannes für ihn zu besorgen und ihn zu vertreten. Rechtsgeschäfte, die sie innerhalb dieses Wirkungskreises vornimmt, gelten als im Namen des Mannes abgeschlossen.

Dieses weitgehende Recht der Frau bezeichnet man mit „Schlüsselgewalt“, so benannt nach dem Symbol der hausfraulichen Gewalt, dem Schlüssel.

Was zum „häuslichen Wirkungskreis“ der Frau gehört, bestimmt sich nach der Auffassung über die Stellung der Frau. Stets werden hierzu alle regelmäßig zur Führung des gemeinschaftlichen Haushalts erforderlichen Geschäfte gehören, z. B. der Einkauf der Lebensmittel, des Winterbedarfs an Brennstoffen, der Kleidung und Schuhe für die Familienmitglieder. Auch werden hierher zu rechnen sein die sich auf die Erziehung und Ausbildung der Kinder beziehenden Geschäfte. (Schulbücher, Noten.)

Neuanschaffungen an Mobilien und Hausrat fallen in der Regel nicht unter die Schlüsselgewalt, jedoch ist die Frau zur selbstän-

digen Anschaffung einzelner Teile, die als Ersatz für abgenutzte Stücke dienen, berechtigt. Im einzelnen kommt es eben auf die Lebensstellung und Lebensführung der Ehegatten an. So kann schon der Bezug einer Modezeitung ohne Genehmigung des Mannes über den Rahmen der Schlüsselgewalt hinausgehen, wenn nach der sozialen Stellung des Mannes ein berechtigtes Bedürfnis hierzu nicht vorliegt. In verschärftem Maße gilt dieses von der Anschaffung teurerer Kleidungsstücke oder kostbarer Schmucksachen.

Das Gesetz setzt großes Vertrauen in die Gewissenhaftigkeit und Lüchtigkeit der Hausfrau, da es den Mann für solche Geschäfte für verpflichtet erklärt, die die Frau für ihn — möglicherweise sogar gegen seinen Willen — vorgenommen hat. Nun gibt es aber auch Frauen, die nicht wirtschaften können. In solchem Falle kann der Mann, dem allgemein die Entscheidung in den das gemeinschaftliche eheliche Leben betreffenden Angelegenheiten zusteht, die Schlüsselgewalt beschränken oder gar ausschließen. Ein recht unsicheres Mittel hierzu ist allerdings eine Anzeige in der Zeitung, wie man sie häufig liest: „Ich warne hierdurch jeden, meiner Frau etwas zu borgen, da ich für nichts hafte“, denn die Haftpflicht des Mannes ist nur dann ausgeschlossen, wenn er nachweisen kann, daß demjenigen, mit dem die Frau den Kauf abgeschlossen hat, diese Anzeige bekannt war. Wirksam wird die Haftung jedoch durch Eintragung in das bei dem Amtsgericht geführte Güterrechtsregister aufgehoben. Die Eintragung wird durch das Amtsgericht veröffentlicht, die Einsicht des Registers ist jedermann gestattet.

Stellt sich das Vorgehen des Mannes als Mißbrauch seiner Gewalt dar, dann kann auf Antrag der Frau die Beschränkung oder Ausschließung durch das Amtsgericht aufgehoben werden. Justizoberinspektor Carl Fuchs, Neuh.

## Lassen Sie ihn nicht warten

Die Abhängigkeit der Speisestunden von Klima und Landstrich ist kein Zufall. Ebenfalls — wie häufig angenommen wird — aus der Arbeitseinteilung entstanden.

In gewissen Stunden ist der Körper am aufnahmefähigsten. Bei Nervösen stellen sich Hungergefühle später ein, als bei Gesunden. Wer in nervöser Beziehung wenig belastet ist, will kurz nach dem Aufstehen frühstücken.

Es ist nicht ausschlaggebend, was man isst. Eine Scheibe Brot mit Honig oder Marmelade kann einen wertvolleren Aufbaustoff bilden als Delikatessen, die verspätet auf den Tisch kommen. Wer gewöhnt ist, morgens um sieben zu frühstücken, wird nervös, wenn die erste Mahlzeit zu einem späteren Zeitpunkt gereicht wird. Ungewohnte Genüsse können die Zeitverschiebung nicht ersetzen. Ueber das zweite Frühstück ist oft abfällig geurteilt worden. Regelmäßig genossen, trägt es zur Erhöhung des Körpergewichtes bei. Das mag nicht in Abrede gestellt werden, und doch kann der Arbeitende nur schwer darauf verzichten, weil der Organismus damit rechnet.

Eine Unklugheit der Hausfrau ist es, die Stunde der Mahlzeiten zu verschieben. Allgemein gelten folgende Regeln: Das Frühstück eine halbe Stunde vor dem Arbeitsbeginn.

Wenn die Arbeitsunterbrechung auf ein Uhr festgelegt wird, soll das Mittagessen sofort nach Heimkehr des Mannes bereit sein. Der Arbeitende kann eine Pause zwischen Weg und Mahlzeit mittags nur schwer ertragen. Nur eine übermäßige Eßerei in der Mittagszeit macht Körper und Geist träge. Die sogenannte Normalkost der bürgerlichen Küche erhöht die Spannkraft und stärkt die Energie.

England, Frankreich, Amerika, die Schweiz und Italien haben andere klimatische Voraussetzungen, die das Einnehmen der Hauptmahlzeit am Abend rechtfertigen. Aber natürlich ist auch hier Pünktlichkeit erstes Gebot, damit die Speisen bekömmlich sind. In vieler Hinsicht werden dadurch Nährstoffe erspart, Nervenkraft wird gespart, Arbeitslust angeregt.

Die Abendmahlzeit muß spätestens zwei Stunden vor dem Zubettgehen genommen werden. Das Schlafen mit vollem Magen zieht Unruhe, schwere Träume nach sich.

## Unser Kochtopf

**Sonntag:** Vanillensuppe mit Schokoladenpudding (Desser); Schweinebraten mit Pflaumen.

**Montag:** Bohnensuppe (Rest von Sonnabend); Brotspeise mit Pflaumen, Vanillensoufflé (Rest der Sonntagsuppe).

**Dienstag:** Haferslodenuppe mit Milch; gewärmter Braten mit Sauerkohl.

**Mittwoch:** Gemüsesuppe mit Rindfleisch, Merrettichsoße.

**Donnerstag:** Obstsuppe mit gerösteten Bröckchen; Bratfloß mit Spinatgemüse.

**Freitag (Karfreitag):** Tomatensuppe; gekochten Fisch mit holländischer Soße oder Kräutersoße, Salat.

**Sonabend:** Fischsuppe von Resten; Aufschnittauflauf.

**Kräutersoße zu Fisch.** Zwei Eßlöffel voll Sardellenbutter, ein Eßlöffel voll Senf, drei Eidotter, der Saft einer halben Zitrone und vier Bechellöffel Fischsud kalt zusammengemixt, auf dem Feuer die geschlagen, mit reichlich feinverwiegten Kräutern vermischt und sofort aufgetragen.

**Auflauf von Aufschnittresten.** Man kocht mit reichlicher Zugabe von Pflaumscheiben und den anderen gebräunlichen Zutaten ein schmackhaftes Sauerkraut, belegt den Boden einer gebutterten Form mit gekochten Kartoffelscheiben, legt das Sauerkraut darauf, überstreut es mit den klein geschnittenen Aufschnittresten, die mit dem Rest des Sauerkrautes bedeckt werden. Darauf kommt wieder eine Lage Kartoffelscheiben, Butterschichten und ein Guß Sahne. Das Gericht wird im Ofen goldbraun gebacken.

## Gemüswasser nicht wegschütten!

Es gibt leider immer noch Hausfrauen, die mit jeder Mahlzeit einen wertvollen Bestandteil der Ernährung in den Abguß schütten. Das Wasser, in dem nahrhafte Gemüsesäfte gekocht wurden, enthält nach Ablauf der Kochzeit viele der unerlässlich wichtigen Mineralstoffe, welche die Gemüsesorten enthalten, und aus welchem Grunde sie unserer Nahrung zugefügt werden sollen. Das Vernichten dieses Wassers setzt den Wert der Gemüsesorten wesentlich herab, hebt ihn vielleicht ganz auf. Aus jedem Gemüswasser kann mit entsprechenden Zusätzen eine schmackhafte Suppe bereitet werden, sei es Blumenkohl, Spinat oder anderes Gemüse, das vorgelesen ist. Ebenso dickflüssige schmackhafte Soßen zum Binden. Zu gekochtem Reis oder auch zu Makaroni ist Gemüswasser äußerst schmackhaft. Gemüswasser nie fortzuschütten!



# Die grosse Chance

ROMAN von ALICE STEIN-LANDESMANN

7. Fortsetzung

Von Capri war ein dringendes Telegramm gekommen. Da Muckleton nicht anwesend war, öffnete es Helen. Quissel berichtete die Ohnmacht Roberts und die dadurch notwendige Verzögerung der Abreise. Helen steht vor einem Rätsel. Robert ist bei ihr — und Robert ist auf Capri mit Quissel zusammen?

Fünfundzwanzig Minuten darauf hatte Helen die verlangte Verbindung mit Hotel Quissiana, Capri. Herr Rommann-Quissel kam sofort an den Apparat.

„Wer spricht?“  
„Hier ist Mrs. Muckleton. Wie geht es dem Jungen, Quissel?“

„O Mrs. Muckleton! Glücklicherweise ist er eingeschlafen. Er fiebert ein wenig: 37,9! Es ist eine ganz plötzliche Attacke. Er bestand darauf, kalt zu baden. — Sie wissen ja, er war schon immer sehr zart! Aber es ist zufällig ein guter englischer Arzt hier, ein Mr. Hudson — er beruhigt mich sehr!“  
„Seit wann ist Robert mit Ihnen zusammen, Quissel?“

„Nun — d. h., wir haben uns — also, Mrs. Muckleton: in diesem Moment spricht Quissel keine Unwahrheit. Mein Schicksal ist Nebensache. Ich bin zur Sühne entschlossen.“

„Ich verstehe Sie nicht. — Antworten Sie mir bitte deutlich: seit wann ist Robert bei Ihnen?“  
„Seit 14 Tagen, Mrs. Muckleton! Ich holte ihn aus Palermo ab.“

„Aus Palermo — wie?“  
„Dort lebt ja der Doktor! Ihr Gatte wohnt seit langem dort.“

„Und jetzt — Quissel — hallo. — Ich bitte Sie, Quissel — haben Sie denn Mr. Muckleton in Berlin nicht Robert übergeben?“

„Darauf muß ich die Aussage verweigern. Das war eine Periode der Tollheit, Mrs. Muckleton — erlassen Sie mir das! Ich bereue. — Ich versichere Ihnen —“

„Sie haben also meinen Sohn niemals dem Großvater zugeführt, Quissel? Verstehen Sie mich?“

„Ganz recht. Niemals, Mrs. Muckleton! Leuzistische Zusammenhänge, die sich telefonisch nicht erörtern lassen.“

„Quissel — sagen Sie mir — Ach, Sie lügen ja — was kann ich denn glauben?“

„O Sie mißtrauen mir? Nun, ich verdiene es nicht besser! Aber ich schwöre Ihnen bei Roberts Leben, er ist jetzt bei mir! Es ist unser Robertchen, unser armer, lieber Junge.“

„Hallo — ich kann jetzt nicht mehr sprechen. Sie bleiben auf Capri — Quissel! Sie sollen Geld bekommen! Pflegen Sie ihn — ich bitte Sie — pflegen Sie ihn — warten Sie auf mich.“

„Ohne Sorge, Mrs. Muckleton — ich tue alles für ihn. Ich verlasse sein Zimmer nicht!“  
„Ich werde Sie belohnen, Quissel — ich werde.“

Der Hörer sank aus ihrer Hand.  
Helen stand in der Zelle und lehnte sich in halber Bewußtlosigkeit an die gepolsterte Wand.

Sie erfaßte mit entschuldigter Klarheit nur eines. Dieses geliebte Kind da oben, das sie eben noch so zärtlich umarmt hatte — es war nicht ihr Sohn.

Am nächsten Vormittag hielt ein von Genua kommendes Auto vor dem Hotel Pagoda in Nervi. . . Muckleton und Waidmann stiegen aus. Waidmann nahm in Eile irgendein Zimmer. Dann trat er wieder zu Muckleton heraus, und beide saßen noch eine Weile im Garten. Es war ein heller, strahlend schöner Tag, die Luft voller Wohlgerüche und sommerlich warm.

„Ich kann Ihren Pessimismus nicht teilen!“ sagte Waidmann schließlich, als Muckleton aufbrach. „Quissel ist bei aller Verworrenheit kein Verbrecher — er hängt mit krankhafter Liebe an Robert — ich bin sicher, daß dem Kind nichts geschieht. Er wird ihn vielleicht ängstigen und einschüchtern — aber ich lege meine Hand ins Feuer: er tut ihm nichts an!“

„Er ist ein Expreser und als solcher zu jeder Schandtat fähig!“ murmelte Muckleton. „Aber leider können wir ja nichts tun, als die Berichte des Detektivs aus Genua abwarten. Er wird in Bifa alle Hotels recherchieren — hoffentlich führt das zu einem Resultat!“

„Wenn Sie Quissel kennen würden, wären Sie weniger in Sorge — ich bin sicher, er taucht plötzlich ganz unmotiviert auf und bringt uns Robert!“ Waidmann dachte krampfhaft an ein happy end.

Muckleton seufzte: „Ich bin feige genug, an Flucht zu denken. Wenn ich nur meine Tochter zur Abreise nach drüben bewegen könnte! Sie sind also einverstanden, Herr Doktor, mit dem frommen Betrug. Ich darf mich auf Sie verlassen? Es ist schließlich nicht gegen Ihr Interesse, und was die Erbschaft anbetrifft, so bin ich bereit, in dem besprochenen Sinn beim Notar eine Erklärung zu hinterlegen, die Robert sicherstellt!“

„Das genügt vollständig, Mr. Muckleton! Nun sehen Sie zu, ob Sie mich rufen lassen wollen oder nicht. Ich bleibe natürlich hier im Hause und warte Ihre Nachricht ab. Wenn ein Zusammentreffen zu vermeiden ist, wäre es für alle Teile ein Glück! Man kann dem Jungen kaum eine neue Komödie zumuten. Aber wie Sie meinen. — Ich werde versuchen zu arbeiten. Ich fürchte freilich, es wird nicht gehen.“

Muckleton zog die Brauen hoch. Er verbeugte sich schweigend. Waidmann geleitete ihn bis zum Auto.

„Zum Sanatorium!“  
Muckleton zog den Hut und warf keinen Blick zurück.

„Was für ein merkwürdiger Vater —.“ Er fühlte ein tiefes und schuldbeladenes Mitleid für

daß ich dir nichts davon erzähle, und die Sache soll begraben sein!“

Muckleton schüttelte den Kopf: „Gar kein Mißtrauen mehr? Bist du sicher, Bobby?“

Gustel zuckte die Achseln: „Sie war direkt vergnügt und so zärtlich mit mir und streichelte mich und sagte noch an der Tür, ich wäre ihr einziger Boh!“

„Der alte Mann versuchte, seinem sorgenvollen Gesicht einen anderen Ausdruck zu geben: „Jetzt will ich erst zu Ma herauf. Nach dem Lunch, wenn sie schläft, werde ich in Capri anländen. Wie hieß das Hotel?“

„Quissiana!“  
„Gut. Gott gebe, daß wir endlich Klarheit bekommen!“

„Und was soll dann werden, Daddy?“  
Muckleton sah ihn an: „Ganz still sein! Den Kopf oben behalten.“

Helen schien sehr gut gelaunt und völlig unbefangen, während Muckleton sich unsicher fühlte, vor allem durch Helens Fähigkeit, Komödie zu spielen. Hatte er die eigene Tochter so wenig gekannt? War sie wirklich ohne Arg? Hatte sie die Kraft, diese Aufsehung so rasch zu besiegen? Er blickte immer wieder in das zarte, vertraute

mit Kunst ermüdet? Aber den Golf soll er kennen, und die herrliche Einfahrt. — Außerdem können wir dort aufs Schiff gehen.“

„Wir wollen es bedenken, Helen! Aber weshalb wollt ihr mich verbannen? Was habe ich getan, daß ich zurückbleiben muß?“

Helen kniff die Augen zusammen. Sie machte eine vage Bewegung mit der Hand: „Mutter und Sohn wollen einmal ganz für sich sein.“

„Das ist fein!“ rief Gustel mit mühsamer Fröhlichkeit. Er wagte nicht, den Blick zu Muckleton zu heben.

„Da werden wir beide einmal so viel Eis essen dürfen, wie wir mögen, Ma! Gelato heißt das!“

Muckleton lächelte gequält. Sie redeten noch eine Weile hin und her. Alle drei atmeten auf, als sie aufstehen konnten.

„Du hast doch Wort gehalten?“  
Er wurde rot:

„Ehrensache, mother dear!“  
Sie schlug ihm leicht auf die Schulter: „Nun lauf zu Enrico und vergnüge dich!“

Muckleton ging sofort ins Büro und ließ eine Verbindung mit Capri anmelden. Ihm war sehr schwer ums Herz. Fast fühlte er sich verlockt, der Tochter alles zu gestehen. Jetzt schien sich alles so unentwärbbar zu verstricken, daß er keinen Ausweg mehr wußte. Und drüben saß Waidmann und wartete auf Nachricht über Robert.

Die Verantwortung war riesengroß — der alte Mann durchdachte immer wieder die romantische Unternehmung und ihre Folgen. Er empfand Gustels Gegenwart tröstlich — aber zugleich belastete ihn der Gedanke, daß eine Entdeckung auch für dieses Kind Kummer mit sich bringen würde.

„Capri, Quissiana!“  
Muckleton stürzte in die Zelle. Gustel wachte vor der Tür. Bei aller Aufregung überwog doch die Spannung in seinem 15jährigen Herzen. War es nicht ein bißchen wie bei Karl May? Hatte er vor vier Wochen gehut, daß er in ein solches Abenteuer verwickelt werden könnte? Daß es Fragen gab, die nicht zu lösen waren, daß man aus Liebe lügen mußte, und daß Wahrheit manchmal grausam sein konnte? Er dachte an Toni und an das einfache Berliner Leben, das er mit der Schwester geführt — Würde er noch zurück wollen?

Muckleton stieß die Tür auf und griff wie schutzsuchend nach Gustels Arm.

„Komm! Ins Freie will ich. — Komm, Bobby.“

Der alte Mann hatte plötzlich ein gelbes, verunzeltertes Gesicht: die tausend Falten, die Gustel fürchtete —

Im Park hielt er an. Gustel drängte ihn auf die runde Bank unter einem riesigen Baum: „Was ist, Daddy?“

„Ma weiß alles! Sie hat gestern Abend selber mit Quissel gesprochen. Er ist wirklich in Capri — Robert ist krank geworden — ein kaltes Bad, die Erregungen — wir sind entbedt, Bobby, es ist zu Ende mit unserem Bluff!“

Muckleton lehnte sich erschöpft und atemlos zurück.

Der Junge stand mit gesenktem Kopf vor ihm: „Ich gehe aber nicht mehr von Ma fort —“ stammelte er.

Muckleton antwortete nicht. Er fühlte sich beinahe erleichtert, daß es nun soweit war — Daß er jetzt offen sein durfte und nichts Schlimmeres mehr drohen konnte —

„Ist Robert sehr krank?“ fragte Gustel.  
Der alte Mann sagte, fast beschämt: „Ich konnte gar nicht genauer danach fragen, weißt du? Ich war so erschrocken, und ich dachte eigentlich nur an Ma und dich.“ Leise fuhr er über Gustels blonden Schopf.

Das Kind wußte, es konnte nicht mehr verstoßen werden. Aber Ma — würde sie über den Betrug hinwegkommen?

Er machte eine Bewegung des Schreckens: hier war etwas, was er absolut nicht verstand! „Daddy — Ma weiß schon alles und doch — Sie war so wie immer mit uns.“

Muckleton richtete sich auf. Auf seinem zerschundenen Gesicht malte sich eine große Ratlosigkeit. Dann zog er den Jungen mit sich fort.

„Geh’ sofort hinüber zu Dr. Waidmann, Hotel Pagoda — du weißt, wo es ist? Sage ihm alles! Ich werde in einer Stunde bei ihm sein. Ich nehme an, er wird direkt nach Capri fahren wollen. Vielleicht reise ich mit. Aber nun muß



„Du hast doch Wort gehalten!“

diesen einsamen Enkel, der irgendwo in der Welt herumgestochen wurde und unter dem Einfluß eines halbverrückten, schlechten Menschen stand.

In diesem Moment schien es ihm kaum möglich, einfach mit Helen und Gustel die Flucht zu ergreifen und den wirklichen Sohn Helens schutzlos zurückzulassen. Aber gab es einen anderen Ausweg, wenn er die Tochter schonen wollte? —

Gustel stand vor der Tür und hielt Ausschau. Er jagte heran, zeigte aber eine auffallende Scheu bei der Begrüßung.

„Muß dich schnell allein sprechen, Daddy!“ flüsterte er ihm zu.

„Etwas passiert? Nachrichten?“ Muckleton ging langsam, das Kind neben sich, durch den Park.

Gustel nickte. Er war blaß vor Erregung. Noch immer kämpfte er mit sich — aber er mußte Daddy einweihen! Sie waren Verbündete — es half nichts!

„Ich habe Ma heute früh mein Wort geben müssen, daß ich dir nichts erzähle! Man wird ja toll von all diesen Seimlichkeiten. Aber natürlich mußt du es wissen, Daddy! Also gestern Abend.“

Und er berichtete genauestens.  
Muckleton verbarg sein Erschrecken. „Und was war heute?“

Gustel machte eine verzweifelte Bewegung: „Ma kam ganz früh zu mir ins Zimmer — hat sie noch nie getan! Und dann setzte sie sich auf mein Bett und sagte, du wärst immer so besorgt und ängstigt dich um sie, und wir wollen’s dir ersparen, und sie hat sich schon beruhigt und will das Ganze vergessen, und Quissel ist gewiß ein Phantast, und was kann es denn schon auf sich haben, wo ich doch hier bin und alles gut ist! Also mußte ich ihr mein heiliges Ehrenwort geben,

Gesicht, daß ihm mit so ehrlicher Liebe zugekehrt war.

Aber hatte denn nicht auch er Wochen hindurch ein Geheimnis mit sich herumgetragen? Kam es letzten Endes nur darauf an, daß man sich innerlich freisprach? Geißah nicht alles, was er tat, nur aus tiefster Zärtlichkeit für die Tochter?

„Du hörst gar nicht zu, Daddy!“ tabelte Helen. „Und du mußt zuhören, denn es ist wichtig, was ich jetzt von dir will!“

„So, Helen? Nun also — was möchtest du denn?“

Helen beschäftigte sich sehr aufmerksam mit der Grapefruit: „Ich habe mir alles genau überlegt, während du fort warst, Daddy — Bobby hat einen so schönen Dampfer für uns herausgefunden. Wir könnten wirklich schon bald reisen.“

„Meinst du —?“  
„Ja — heute haben wir den 29. März. Das Schiff geht am 3. April von Genua ab — der Portier meint, wenn wir Luginskabinen nehmen, kriegen wir noch Plätze! Was denkst du?“

„Ausgezeichnet, mein Kind. Ich bin natürlich einverstanden, wenn das Schiff gut ist.“

Gustel glühte: „Ich habe alle Prospekte auf meinem Zimmer, Daddy! 24 000 Tonnen — großartig. Mit Schwimmbad und Radio und Kino und —“

Helen beugte sich vor: „Aber ich habe noch eine Bitte, Daddy! Du mußt mich vier Tage mit meinem Jungen allein lassen. Ich möchte einmal ohne Aufsicht sein, ich bin gesund.“

Sie strich sich nervös die goldene Strähne zurück und lachte lauter, als es ihre Art war: „Ich will mit Bobby nach Neapel, nur kurz — aber er soll den Besuch gesehen haben —, wer weiß, wann er wieder hierherkommt?“

„Neapel?“ Muckleton sah beunruhigt zu ihr hin. „Wäre nicht Florenz oder Rom wichtiger?“

„Ach alter Daddy — soll ich den kleinen Kerl



Ich erst zu Ma hinauf. Das ist kein leichter Weg. — Jetzt geh, mein Junge. Geh, Bobby dear! Mach's gut!

Gustel stürmte über den Rasen. Muckleton ging sehr langsam dem Hause zu. Er ging etwas gebeugt und nahm die Pfeife aus dem Mundwinkel.

Helen hatte schon am Morgen um acht Uhr ein Gespräch mit Capri angemeldet und Quiffel kurz vor neun Uhr gesprochen. Die Nacht war ruhig verlaufen, Robert schien frischer, er hatte mit Appetit gefrühstückt, Temperatur war normal, der Arzt erlaubte, über Mittag zwei Stunden im Freien zu liegen.

Helen nahm das mit Befriedigung zur Kenntnis. Dieser kranke Sohn dort unten auf Capri war eine Traumgestalt, die wie hinter Schleieren in ganz unbestimmter Ferne sich bewegte. Es war gut zu wissen, daß es ihm besser ging — es war unbedingt nötig, für ihn zu sorgen!

Aber er war fremd, fern, eine blutlose Erscheinung — Helen kannte seine Stimme nicht, seinen Gang, seine Augen —. Der falsche Bobby, dieser Betrüger — um den zitterte sie viel mehr — sie zitterte davor, sich von ihm trennen zu müssen, ihn bei einer häßlichen Regung zu ertappen, ein unwürdiges Motiv für den Betrug zu erfahren.

Hatte sie nicht hundert Züge an ihm gefunden, die ihr das eigene Blut zu verraten schienen — hatte sie nicht sogar Waidmann in ihm wiedererkannt?

Es schien also möglich, in einem völlig blut-fremden Menschen durch Einbildung, durch den unbewußten Wunsch nach innerster Nähe eine Verwandtschaft festzustellen, die nur Illusion war?

Helen nahm die große Photographie zur Hand, die sie gleich in der ersten Woche von Bobby in Genua hatte anfertigen lassen. Sie vertiefte sich wieder in diesen trotzig-geunden, machen Jungenskopf, der so sicher und mit offenen Augen sie anbligte.

Helene sagte ganz leise vor sich hin (wie man eine bewußte Lüge ausspricht): „Mein Kind —“ Und dann war sie rasch in sein Zimmer hinübergegangen und hatte ihn im Bett gefunden und hatte ihn gestreichelt, den großen Jungen und sich an seiner natürlichen, lieben Art gefreut wie jeden Tag, seit er bei ihr war —

Sie begriff sich selber nicht mehr: Die Erschütterung der ersten Entdeckung war noch nicht überwunden — aber sie hatte sich in merkwürdiger Weise gelöst —. Helen empfand zum ersten Male seit vielen Jahren ein gesteigertes Lebensgefühl: ihre Energien wuchsen, sie bekämpfte ihre Schwäche, der sie im ersten Augenblick zu erliegen gedacht.

Es handelte sich für sie nur um eines: sie konnte und durfte Bobby nicht verlieren! Gegen Robert — jenen unvorstellbaren Sohn aus ihrer fast vergessenen Ehe — hatte sie ernste Pflichten, denen sie sich gewiß nicht entziehen wollte. Aber Bobby blieb das Kind ihres Herzens —. Die Gründe für diese Unterschiebung würde sie erfahren, Daddy mußte sprechen — sie zweifelte keine Sekunde an seiner Güte und Fürsorge!

Und so brachte sie eine unbefangene Heiterkeit auf, während sie mit dem Vater und Bobby beim Frühstück saß, und genoss jedes Wort, jeden guten Blick des fremden, geliebten Jungen, der längst der ihre geworden war —

Muckleton klopfte an die Zimmertür. Er trat ein, blieb stehen und blickte fragend zum Balkon hin, auf dem Helen lag.

„Oh, Daddy!“ Sie lächelte ihm entgegen und hob begründend die Hand.

Der alte Mann näherte sich zögernd — seine Unsicherheit tat Helen beinahe weh.

Sie wollte sich aufrichten. Er hinderte sie — „Nicht doch! Ich setze mich zu dir. Ich muß mit dir sprechen, Helen!“

Sie legte sich mit einem Seufzer in die Kissen zurück. Ihr Gesicht war ihm abgewandt, während sie sprach:

„Du brauchst dich nicht zu sorgen, Daddy — ich bin wirklich ganz ruhig und werde vernünftig sein —“

Er wagte nicht zu antworten.

„Du wirst mir am besten alles ganz genau erzählen. Ich muß wissen, wie alles kam. Aber eines will ich vorher sagen, Daddy: ich habe dich sehr lieb, und du bist der beste, liebste Daddy in Europa und Amerika zusammen!“

Muckleton nahm ihre Hand und streichelte sie. Es war doch eine verdammt schwierige Angelegenheit.

Er schluckte ein paar Mal.

„Es wäre so gemütlich, wenn du rauchen würdest, Daddy!“

Helen lächelte auf die alte spöttische Art, der er schon nicht widerstehen konnte, als sie fünf Jahre alt war —

Die Pfeife im Mundwinkel — so, das war schon viel besser —

„Also, du kommst in Berlin an und wolltest Quiffel und Bobby treffen. Erzähle, Daddy —“

Muckleton erzählte. Er ließ nichts fort von all den quälenden Einzelheiten, von seinen Überlegungen, wie Helen zu schonen sei, was hier rat-samer wäre: Wahrheit oder Lüge —

Er schilderte seinen Eindruck von Gustel, dann die Wirkung von Helens ungeduldigen und sehnsuchtsvollen Telegrammen —. Er berichtete von seinen Versuchen, Aufstiegen und Herabsteigen.

Helen tat ab und zu eine Frage. Sie zeigte keine Erregung, sie hielt Daddys Hand fest und drückte sie häufig, wie um ihr Verstehen anzudeuten.

Muckleton sprach mit halber Stimme — all-mählich hatte Helens Ruhe sich auf ihn übertragen.

Wie anders verlief doch fast jede Situation, als man sie sich vorstellte! Wie unpathetisch ging diese Enthüllung vor sich! Alles schien natürlich und zwangsläufig, als hätte Muckleton gar keine Wahl gehabt, anders zu handeln —

Der alte Mann beugte sich dicht zu der Tochter hin:

„Ich weiß, daß ich dich in einem schweren Konflikt gestürzt habe, Helen — du mußt mir verzeihen! Ich wollte dir Schmerz ersparen —“

Helen schüttelte den Kopf:

„Lieber armer Daddy — wir wollen einander nicht das Herz schwer machen. Mir kommt vor, als wenn Waidmann recht haben könnte, viel-leicht gibt es diesmal wirklich ein happy end? Es liegt doch schließlich nur daran, was wir selber aus den Gegebenheiten machen wollen? Laß uns das also versuchen! Bitte, hilf mir aus den Decken heraus! Wann geht der nächste Zug nach Neapel? Wir fahren so rasch als möglich. Bestelle bitte ein Auto nach Genua. Wo ist Bobby? Ach ja — bei Waidmann —“

Sie stand auf, gab Muckleton einen raschen Kuß auf die Wange:

„Ich habe nichts dagegen, Waidmann zu sehen, falls er mit uns fahren will? Was meinst du?“

Muckletons Gesicht hellte sich auf:

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Du bist großartig, Helen —“ murmelte er.

„Ist das die Sekretärin?“

„Ja wohl, gnädige Frau.“

„Das ist merkwürdig. Nun, ich möchte warten. Vielleicht kommt er bald. Kann ich hineingehen?“

„Aber bitte sehr. — Fritz, führe die gnädige Frau auf Nummer drei!“

Wilma setzt sich an den Schreibtisch. Aber sie wirft keinen Blick auf die Briefschaften. Sie würde jede Entdeckung scheuen. Sie wünscht nicht, ein-geweicht zu sein. Ihr einziger Halt ist die Ahnungslosigkeit —

Da stehen Blumen aus dem Tisch. Bunte Tulpen. Sie fallen so hübsch aus dem Grün heraus, ganz Loder —. Das hat eine Frau getan. Sekretärin? Sollte es die am Ende —?

Wilma stößt den Stuhl zurück, geht an den großen Büchertisch und beginnt zu lesen.

Schritte im Gang. Hellwegs Stimme — eine weibliche — plötzliches Verstummen — dann wird die Tür aufgerissen in Ostars etwas herrlicher, lauter Art —

„Du, Wilma? Was bedeutet denn das? Hoher Besuch — bleiben Sie, Fräulein Raab — ich will euch bekannt machen —“

Wilma steht sehr steif und mit ablehnendem Ausdruck da.

(Große Oper! denkt Hellweg.)

Toni macht ein paar Schritte auf sie zu.

„Erlaube, liebe Wilma — dies ist meine Stütze, die berühmte rechte Hand — Fräulein Raab — Dramaturg, Tyrann des Verlages, Pri-vatsekretärin usw. usw.“

Er hat einen etwas forcierten Ton —: „Meine Frau.“

Toni streckt die Hand aus — Wilma neigt nur flüchtig den Kopf, und Toni tritt mit blutrotem Gesicht zurück. Hellweg stößt einen Pfiff aus, ange-sichts dieser Kampfansage, die ihn erbittert. Er



„Du Wilma? Was bedeutet denn das?“

Sie war schon am Schrankkoffer und sehr geschäftig:

„Ah, Daddy — ich bin ganz einfach eine dumme, verliebte Mutter — und ich danke dir für den Bobby, und es bedarf keiner Worte weiter —. Nicht wahr, wir geben ihn nicht her?“

„Wen darf ich melden, gnädige Frau?“

Es ist ein Uhr vormittags, ein sehr heller Frühlingstag. Wilma Hellweg steht im Anmelde-raum des Verlages. An der Jacke ihres dunkel-roten Kostüms trägt sie einen Strauß Schnee-glöckchen. Sie ist sehr gut zurechtgemacht, mit Sorgfalt und diskret geschminkt. Aber ihre Augen verraten eine durchweinte Nacht —. Das ist für jede Frau unkleidlich.

„Ich möchte meinen Mann sprechen — ich bin Frau Direktor Hellweg.“

„Wollen Sie bitte Platz nehmen! Ein Moment bitte —“

Wilma setzte sich, steht aber gleich wieder auf. Sie ist wie gejagt von Unruhe und Kränkung: Oskar ist nachts nicht nach Hause gekommen — er hat sie morgens um neun Uhr angeläutet und sich entschuldigt. Aber gibt es dafür eine Ent-schuldigung?

Wilma geht auf und ab; die beiden Boten-jungen, die Bücher einsortierten, werfen sich sprechende Blicke zu —

Das junge Mädchen, das die Verbindungen herstellt, läutet schon zum drittenmal:

„Im Zimmer von Herrn Direktor meldet sich niemand — ich werde einmal hinübergehen. Die Sekretärin muß jedenfalls da sein!“

Wilma wird bleich. „Sollte er noch nicht hier sein?“

Der Knirps ruft von seiner hohen Leiter herunter:

„Der Direktor kommt immer Schlag zehn Uhr — der ist pünktlich!“

Die Jungens kichern. Wilma setzt sich resigniert nieder.

Die Telephonistin kommt zurück:

„Es ist noch niemand da. Auch Fräulein Raab fehlt —“

bringt im Moment keine Gerechtigkeit auf. In ihm spricht nichts mehr für die beleidigte Frau — er sieht nur, daß sein Mädel gekränkt worden ist.

„Wir haben Wichtiges zu arbeiten. Mußt du mich hier sprechen, Wilma? — Wohin fliehen Sie, Fräulein Raab? Ich werde sofort mit dem Diktat beginnen!“

„Ich kann jederzeit da sein“, murmelt Toni und geht hinaus.

„Das Mädel hat mehr Takt als du!“ ruft Wilma und setzt sich mit betonter Ruhe.

„Liebes Kind — ich bedauere, im Bureau deine Erziehungsversuche ablehnen zu müssen. Verzeih, aber ich bin heute besonders eilig. Was ist los? Wozu kommst du her?“

„Du warst diese Nacht nicht zu Hause —“

„Das ist uns beiden bekannt. Also diese Mitteilung kann dich kaum veranlaßt haben —“

„Nicht die Mitteilung, sondern die Tatsache!“

Hellweg schlägt ungeduldig mit einem Auf-schneider gegen die Tischplatte:

„Ich möchte dir zu bedenken geben, daß ich heute abend auf einige Tage verreisen werde. Ich habe eben alles besorgt, Paß, Schlafwagen — ich habe in Italien zu tun.“

„In Italien? So plötzlich?“

„In Italien und so plötzlich. Also begreift du gewiß, daß hier sehr viel zu erledigen ist. Ich muß mehrere Verträge fixieren —“

„Diese Reise ist wirklich beruflich, Oskar?“

„Willst du so freundlich sein und das Mädchen meine Sachen zurechtlegen lassen? Es wird noch einiges aufzubügeln sein. Solltest du keine Zeit haben, dich darum zu kümmern, so werde ich Marie telephonisch darum bitten.“

„Ich habe natürlich Zeit, Oskar — aber ich möchte nur wissen —“

„Liebe Wilma — ich habe dir schon vor einer Woche gesagt, daß du mich jetzt öfter beurlauben mußt, nicht wahr, du entsinnst dich?“

„Du bist wirklich frei in jeder Beziehung —“ stammelt Wilma und sieht ihn flehend an.

„Mein Zug geht um zehn Uhr — ich werde also zu Hause mit dir zu Abend essen und dann packen! Jetzt, liebe Wilma, wäre ich dir dankbar —“

Sie berührt flüchtig seine Schulter: „Oskar — hab' doch eine Minute Geduld für mich — verzehe dich einmal in meine Lage.“

Jetzt tut sie ihm leid — schmerzlicher Moment, wahrhaftig! Solch einen schmähligen Abgang darf er nicht zulassen. Sie ist ja das Opfer, fällt ihm ein! Er sucht nach einem versöhnenden Wort: „Wilma, warte doch — du mußt das alles nicht so tragisch nehmen!“

Sie lächelt. Es ist, als ob eine ganz alte Frau lächelt —. Das ist ja entsetzlich. Er ist neben ihr und nimmt ihre Hand. (Aber sie sollte dieses starke Parfüm nicht mehr verwenden!)

„Liebes Kind — es kann dir nicht neu sein, daß ich ein Gallobri bin — laß mich ausbrechen — es muß eben ab und zu sein.“

„Ich lasse dich ja —“ Sie klammert sich fassungslos an ihn: „Aber du mußt wieder-kommen — immer, Oskar! Versprich mir das!“

Er befreit sich behutsam: „Schwüre sind mit Vorsicht aufzunehmen! Wir wollen das ein andermal erörtern. Zwinge mich doch nicht immer zu Verlogenheiten, Kind! Ich komme übrigens bestimmt wieder —. Der Verlag kann mich gar nicht entbehren. In einer Woche bin ich zurück. Also — bist du nun beruhigt?“

„Du reise mit ihr? Nein, nein — antworte mir nicht! Ich will nichts wissen —. Nun gehe ich — soll ich auch den Smoking bügeln lassen?“

„Das tu jedenfalls, sei so gut! Ich bin um sieben Uhr zu Hause!“

„Es wird alles fertig sein. — Willst du Rot-wein trinken zum Essen?“

Er macht eine Gebärde der Hilflosigkeit: „Wilma — keine feurigen Kohlen — ich bitte dich!“

Sie eilt aus dem Zimmer.

„Bitte, Fräulein Raab!“ Er legt den Hörer hin und läuft mit großen Schritten hin und her. Anscheinend muß ein Mann immer einer Frau wehe tun, wenn er der anderen wohl tun will.

Er war bei Toni geblieben — das erstemal! — weil sie durch ein Telegramm Muckletons völlig ihre Fassung verloren hatte. Am 3. April sollte Gustel mit seiner neuen Familie nach Amerika abfahren!

Toni war nur zu beruhigen gewesen, durch Hellwegs Vorschlag, nach Neapel zu reisen und dort von dem Bruder Abschied zu nehmen.

Aber dann hatte Hellweg, weich gemacht durch ihre Tränen, durch ihre Furcht vor dieser Trennung, sich nicht entschließen können, sie nachts allein zu lassen. Und als er sie erst in den Armen gehalten und die Süßigkeit dieser unbedenklichen, freudigen Hingabe genossen hatte — da war er wiederum fest entschlossen, sie nach Neapel zu begleiten. Der Gedanke, daß sie allein dort im Hafen zurückbleiben würde, während das riesige Schiff den kleinen Gustel entführt — dieser Gedanke brachte ihm zum Bewußtsein, wie sehr er nun schon mit ihr verknüpft war. So waren sie beide in aller Frühe ins Reisebureau gefahren und hatten alles Nötige veranlaßt. — Toni kommt herein und setzte sich sofort an die Maschine.

„Vor allem muß der Brief nach Hamburg fort — die warten auf Vertrag!“ mahnt sie.

Er ist wieder entzückt von ihrer Sachlichkeit und Ruhe. Ein herzlicher Blick dankt ihr, daß sie nicht gekränkt erscheint oder sich über Wilma beklagt.

Er diktiert eine Weile ungestört. Plötzlich unterbricht Toni das eifrige Tippen: „Verzeihung — ich muß etwas fragen: bleibt es bei unserer Reise heute abend?“

„Aber das ist doch selbstverständlich. Es hat sich nichts geändert!“

Toni macht eine Bewegung zu ihm hint

„Gott sei Dank —“

Hellweg ist entzückt von ihrer Unschlich-keit — — —

Es ist eine sonderbare kleine Gesellschaft, die am 30. März nach Capri abreist.

Wenn der Ton unter ihnen unbefangener ist, so muß man das allein als Helens Verdienst hinstellen — denn alle anderen sind ungleich in der Stimmung, und ihre Haltung hat etwas Gezwungenes. Selbst Gustel ist davon nicht frei —

Die Ereignisse der beiden letzten Tage haben ihn überwältigt — er bangt vor der drohenden Entscheidung. Die Gegenwart Dr. Waidmanns trägt auch dazu bei, ihn zu bedrücken. Alles kommt ihm seltsam und unwahrscheinlich vor.

Wie ist denn das? Da sitzen sie zusammen wie eine friedliche, kleine Familie: man könnte denken, Großvater, Vater, Mutter und Sohn. Aber es ist eben alles nicht wahr, und was ihnen nur bevorsteht, wird die Sache noch schlimmer und verwickelter machen! Man wird Robert treffen und den geheimnisvollen Quiffel.

Daddy teilt Gustels Unruhe — nur verbirgt er sie besser. Er ist eben 50 Jahre älter —. Da lernt man Beherrschung.

Am wohlsten scheinen sich noch Waidmann und Helen zu fühlen.

Schluß folgt.



# Die heimische Scholle

## Die Hochzucht von Tykrigehnen



Schloß Tykrigehnen

Im Jahre 1875 bereift der junge Landwirt Albert Schumann Ostpreußen auf der Suche nach einer neuen Heimat. Er will sich hier ansässig machen. Unter den angebotenen Gütern wählt er Tykrigehnen wegen — seiner landschaftlichen Schönheit. Der Gang des jungen Landwirts zur Schönheit, dieser romantische Zug, ist wichtig für seine spätere Entwicklung. Alle großen Züchter sind Romantiker, die etwas vom Künstler in sich tragen. Wichtig ist der instinktivere Blick, d. h. im Unterbewußtsein die Empfindung: „So wird's.“ Und noch eine Eigenschaft muß er haben: Selbstkritik.

Wegen seiner landschaftlichen Schönheit hat Albert Schumann Tykrigehnen erworben, denn das sah er als Landwirt, daß dem harten Lehmboden Rentabilität durch Getreidewirtschaft kaum abzuwingen sein wird. Fünf Jahre quält er sich mit dem Getreidebau und dann faßt er den Entschluß, Umstellung auf Viehwirtschaft, denn die Weiden sind dafür geradezu herrlich geeignet. Aber die „Anglerherde“, die er vorgefunden hat, befriedigt ihn in keiner Weise. Er führt 20 Kühe, Original-Holländer und Ostfriesen, ein und zwei Bullen; dies ist der Grundstock der in Deutschland und auch im Ausland berühmten Tykrigehner Herde geworden.

Mit 41 gleichgesinnten ostpreussischen Landwirten gründet A. Schumann 1882 die Ostpreussische Holländer Herdbuchgesellschaft. Ein

Grundpfeiler dieses größten Zuchtverbandes Deutschlands ist Tykrigehnen seit der Gründung gewesen und geblieben. Es gibt keine Hochzucht in Ostpreußen, die nicht einen Einschlag des kostbaren Tykrigehner Blutes führt.

Die Geschichte der Tykrigehner Herde wird ein bedeutames Kapitel der glorreichen Geschichte unserer Herdbuchgesellschaft. In den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts kauft Schumann aus der Hochzucht von Jerrath, Jäger-Lattau, den Bullen „Winter“. Er ist billig, weil die anderen Züchter, vor allem auch wegen seines groben Gehörns, wenig von ihm halten. Aber der Schumannsche Züchterblick behält glänzend recht. „Winter“ wird der Begründer einer der wichtigsten und großartigsten Blutlinien der ostpreussischen Herdbuchzucht, berühmt u. a. wegen ihres Milchreichtums. Ein paar Jahre nach dem Krieg erwirbt dann der Hochzüchter Sehmmer-Carmitten auf einer Auktion der Herdbuchgesellschaft den Bullen „Anton“. Er wird einer der besten Bullen Deutschlands, erwirbt auf den großen Ausstellungen der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft die höchsten Auszeichnungen. Aber das Wichtigste ist, er hält mit 18 in das goldene Buch der deutschen Viehzucht, das Deutsche Rinderleistungsbuch, eingetragenen Töchtern den deutschen Rekord.

1925 erhält die ostpreussische Landwirtschaft einen schweren Schlag. Wenige Wochen vor dem fünfzigjährigen Jubiläum seines Tykrigehner Besitzes stirbt

Albert Schumann, der „wegen seiner Verdienste um die deutsche Landwirtschaft“ zum Dekonomierat ernannt worden war. Aber die kostbare Tykrigehner Herde kommt in gute Hände. Das Gut geht in den Besitz von Schumanns Erben über, deren Vertreter sein Sohn W. Schumann-Rogehnen wird. In enger Züchterischer Zusammenarbeit mit einem Schüler seines Vaters, Rasmussen-Bonne, der Administrator auf Tykrigehnen wird, erringt die herrliche Tykrigehner Herde weiter Schlag auf Schlag die größten Erfolge. Schon mit „Gregor“ können die neuen Züchter die höchste Ehre erringen, die die deutsche Viehzucht zu vergeben hat, den Siegerpreis für den besten deutschen Bullen auf einer der D.L.G.-Ausstellungen. Auf der D.L.G.-Ausstellung in Breslau erhält Tykrigehnen für Einzeltüchterausstellung den 1b-Preis, die zweithöchste Auszeichnung, und im Jahre darauf in Dortmund die höchste Auszeichnung, den 1a-Preis. Ferner Leipzig 1928: „Gregor“ 1a- und Siegerpreis, München 1929: „Balte“ 1a-Preis, Einzeltüchterausstellung 1b-Preis, Köln 1930: „Hasdrubal“ 1a-Preis, Hannover 1931: „Hasdrubal“ 1a-Preis.

In Ostpreußen wird „Hasdrubal“ dreimal Siegerbulle auf den Messe- oder Elitenausstellungen. Wo anders sieht man solche Aufstellungen als in Königs-

berg“, rief ein sachverständiger Ausländer aus.) Besondere Bedeutung gewann auch der 1a-D.L.G.-Bulle „Balte“. Die Tykrigehner Züchter erwerben ihn auf der Elite-Auktion 1929 für den damaligen Rekordpreis von 20000 RM. Ein Jahr nur deutet er in Tykrigehnen und geht dann ein. Aber trotzdem, welcher Erfolg in diesem Jahr! Auf den beiden letzten Auktionen 1931 bringen vier Söhne von ihm die Gesamtsumme von 22550 RM. „Kronjuwel“ ist unter ihnen. Man sagt von sachverständiger Seite, daß er der beste Bulle ist, der je einen ostpreussischen Ring betrat. Er bringt auch den Rekordpreis der Elite-Auktion von 9550 RM. Drei Zuchtgebiete reifen sich um ihn, Westfalen, Danzig und — Ostpreußen. Ein Züchterkongress erhält ihn unserer Zucht.

Das Gesamtbild der Tykrigehner Herde ist der Typ einer konstitutionsfesten, gesunden, hochgezüchteten Holländer-Herdbuchherde mit betont gutem Schulteranschlag, auf den schon der alte Schumann stets sah, und guten Sprunggelenken: Sie zählt zur Zeit 340 Stück, davon 160 Kühe. Wegen des kostbaren Blutes werden sämtliche Kälber aufgezogen; sechs Bullen sind in das D.R.L.B. eingetragen, „Bebel“, „Biered“, „Rauisch“, „Wallenstein“, „Böllner“ und „Frühling“, dazu 34 Kühe. oe.

### Praktische Winke

#### Schneeglöckchen im Garten.

Immer, wenn der Nachwinter herankommt und die Schneeglöckchen ihre Blüten hinausgesteckt haben, ist es Gartenbesitzer, die bedauern, keine Schneeglöckchen im Garten zu haben. Daher sei hier darauf hingewiesen, daß man diese Blume am besten im Spätsommer anpflanzt, im August oder in der ersten Hälfte des September. Sie werden dann etwa 12 bis 15 Zentimeter tief eingepflanzt und gedeihen am besten auf humusreichem Boden und unter Laubgehölzen. Es gibt übrigens mehrere Arten des Schneeglöckchens. Einige Arten blühen noch früher als unser gewöhnliches Schneeglöckchen.

#### Kälber sollen getränkt werden.

Bei den heutigen Bestrebungen, unsere Haustiere so naturgemäß wie nur möglich aufzuziehen, könnte man zu der Ansicht neigen, daß es richtiger wäre, auch die Kälber, wenigstens die für die Zucht bestimmten, säugen zu lassen. Die Vorteile liegen auf der Hand: das Kalb bekommt seine Nahrung stets in gleicher Temperatur und Zusammenfassung, eine Verunreinigung durch Gefäße kann nicht stattfinden und damit wird auch die Krankheitsübertragung vermindert. Trotz dieser Vorteile kommt man vom Saugenlassen immer mehr ab und hat dafür sehr überzeugende Gründe. Unsere auf große Milchleistung durchgezüchteten Rinderschläge geben viel mehr Milch als das Kalb braucht bzw. ohne Schaden zu nehmen aufnehmen kann. Neben dem Saugenlassen müßte also noch das Melken einhergehen. Bekanntlich gibt nun die Kuh während des Melkens verschiedene fettreiche Milch, und zwar wird sie mit fortschreitendem Melken immer fettreicher. Der Fettgehalt erreicht seinen Höhepunkt ganz zum Schluß. Würde man nun die Kälber zuerst sich fettsaugen lassen und dann den Milchrest abmelken, dann entzieht man ihnen gerade die wertvollste Milch. Melkt man vor dem Saugen, dann

weiß man nicht, wieviel man den Kälbern übrig läßt. Durch das Tränken erreicht man also, daß das Kalb eine in bezug auf den Fettgehalt gleichmäßigere Milch erhält. Notwendig ist aber, daß die Milchgefäße stets peinlich sauber gehalten werden und daß die Kälbermilch auf 35—36 Grad Wärme gebracht wird.

#### Bestreford im Eierlegen.

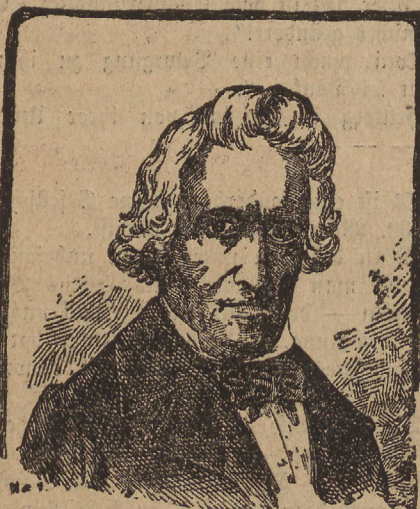
Der Hühnermelkreford ist nach einer Meldung aus Schleswig-Holstein von einem deutschen Huhn der weißen Leghornrasse erreicht worden. Dieses Huhn hat in dem Zeitraum eines Jahres genau 357 Eier gelegt, hat sich also nur acht Ruhetage gegönnt. Das erstaunlichste an der Meldung ist aber, daß die Eier überdurchschnittlich groß gewesen sind und ziemlich gleichmäßig während des ganzen Jahres 70 Gramm gewogen haben. Das Huhn hat also im Laufe eines Jahres einen halben Zentner Eier gelegt! Der Besitzer, ein Bauer aus dem Dorfe Led an der dänischen Grenze, führt den Fleiß und die Leistung seiner Legehenne zum Teil auf seine Fütterungsmethode zurück; er gibt seinen Hühnern außer der auf den bäuerlichen Höfen üblichen Getreidemenge reichlich Magermilch und Grünfutter.

### Der Wochenmarkt

Montag, den 21. März: Saugen: Vieh-, Pferde-, Schaf- und Ziegenmarkt.  
Dienstag, den 22. März: Pr.-Holland: Rindvieh- und Pferdemarkt.  
Mittwoch, den 23. März: Lhd.: Kram-, Vieh- und Pferdemarkt. — Remel: Vieh- und Pferdemarkt.  
Donnerstag, den 24. März: Wartenburg: Saatmarkt.

## Wer kann raten?

### Begierbild.



Das ist der alte Professor. — Wo ist sein Töchterlein?

- 4 5 6 6 + Heim = Stadt in Baden
- 5 3 3 5 10 5 + Bad = Stadt in Indien
- 6 13 16 8 13 13 + Land = britische Inselgruppe
- 7 5 13 6 13 + Markt = europäischer Staat
- 8 2 13 17 18 + Arie = deutsche Sagengestalt
- 9 10 3 12 11 12 + Form = Betäubungsmittel
- 10 5 4 + Burg = deutsche Stadt
- 5 16 13 11 + Dach = Stadt in Voigtland
- 11 13 5 + Ding = Stadt im südl. England
- 12 10 11 7 + Ruf = Stadt am Thüring. Wald

Die Anfangsbuchstaben nennen einen der höchsten Berge der Welt

### Die wandernden Buchstaben

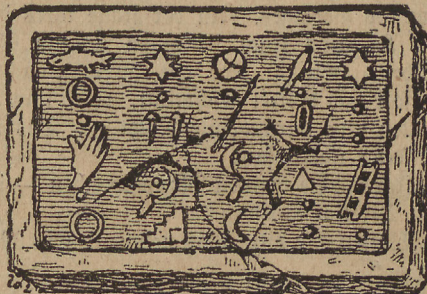
- S T E Bergarbeiter
- S T E italienisches Wirtshaus
- S T E Farbstoff
- S T E Dornpflanze
- S T E weibl. Vorname

### Scharade

Man mordet die erste, die kaum geboren Und zieht ihr die zweite über die Ohren,

Dann klingt das Ganze von mächtigem Schlag Und viele Tausende folgen nach.

### Hieroglyphen



(Von jedem Bildzeichen gilt der Anfangsbuchstabe. Die fehlenden Vokale sind zu ergänzen.)

### Auflösung unserer Wochenpreisaufgabe vom 13. März



### Auflösung der Rätsel aus Nr. 11

Bilderätsel: Banknotenfälscher

Ergänzungsätsel: Anlage — Reife — Natur — Ober — Licht — Draht — Bar — Del — Chor — Kessel — Lade — Infanterie — Nagel = Arnold Boecklin.

Ziffernrätsel: Je mehr Schwäche, je mehr Lüge; die Kraft geht gerade. Schlüsselwörter: Stephansdom — Riviera.

Sunner: Mutter — Butter.

Begierbild: Betrachtet man das Bild von links unten etwas schräg nach oben, sieht man die Ruhme. Das Gesicht ist die Hand des Mädchens.

Schieberätsel: Sarastro — Papageno.

Rätselgleichung: Wilhelm Raabe.

Scherzmathematik: Ari(e) — Sto(r) — Tele(s) = Aristoteles.

Vier gerade Striche kreuz und quer, und kein Fisch frisst den andern mehr. Unser Bild zeigt Fischen, verehrte Leser und Leserrinnen, wie der kleine Paul die Fische boneinander getrennt hat. Es ist gar nicht so schwer, wenngleich auch mancher Leser überrascht sein wird, daß es tatsächlich geht. Für den kleinen Fisch oben links beschränkte mancher Leser das schlimmste, zumal der große Fisch oben sein Maul schon beängstigend weit aufsperrt. Aber auch hier rettet ein kühner Strich ein Leben. Jeder sehe sich nun das Bild an und frage sich, ob er es auch so gemacht hat. Eine andere Lösung ist nicht möglich.

### Die Preisträger unserer Wochenpreisaufgabe vom 6. März

Die Preise unserer Wochenpreisaufgabe „Ein Brummer steigt in den Tod“ erhielten folgende Einsender: 1. Preis RM 10.— Walter Kling, Kraftwagenführer, Königsberg; 2. Preis RM 5.— Karl Radtke, Arbeiter, Rosenburg; 3. Preis RM 5.— Fritz Dittorius, Gefpannführer, Glauette neu; 4. Preis RM 5.— Martha Rodach, Büroangestellte, Königsberg.







Jeder Abonnent der „Ostpreussischen Sonntagspost“ und eine zum gleichen Haushalt gehörige mit-versicherte Person sind versichert bei der



I. In Versicherungsgruppe A:

Bei Unfall mit zus. RM. 2000.— (RM. 1000.— für den Abonnenten und RM. 1000.— für die mitversicherte Person) für den Fall des Todes nach einmonatigem ununterbrochenem Abonnement.

II. In Versicherungsgruppe B:

a) Bei Unfall mit zus. RM. 1000.— für den Abonnenten und RM. 500.— für die mitversicherte Person für den Fall des Todes nach einmonatigem ununterbrochenem Abonnement.

Anmeldefristen: Meldungen an den „Deutschen Lloyd“: Für Unfälle längstens eine Woche, für tödliche Unfälle 48 Stunden.

Wiener Prater Familienrestaurant m. Frühstückstube und Wohnung, Gamitzer Allee 80/88, gegenüber dem Sportplatz bei Palastka, von gleich zu verpachten.

Billig!!!

ABER NICHT AUF KOSTEN DER QUALITÄT



Billige Batterien gibt es genug, aber was leisten sie? — Wenn Sie für Ihr gutes Geld den richtigen Gegenwert an Leistung erhalten wollen, dann verwenden Sie

TITANIA

Wählen Sie auf das gelbe Band! Es schützt vor Verwechslungen mit anderen Batterien!

die billige Qualitätsbatterie



Ueberraschender Erfolg!!!

Einzig, unfehlbar, energisch, schnell wirkendes unschädliches Mittel

gegen Hautunreinigkeiten

Mitesser, Wimperln, braune, gelbe und rote Flecken im Gesicht, Sommerbrand, Sommersprossen usw.

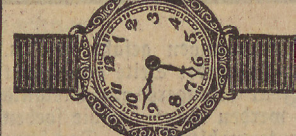
Sommersprossen-, Haut-, Bleich-, Creme

Tiegel Mk. 3.—. Versand franko überallhin. Fabrik-Laboratorium „Moser“ Berlin SW, Alte Jakobstr. 173

Nur 10 Pf. täglich

kostet diese gut regulierte Armbanduhr für Damen und Herren.

Echt 800 Silber



Auch Taschenuhren! Schreiben Sie noch heute und fügen Sie diese Anzeige bei.

Bestellen Sie diese hier abgebildete Uhr für 15.— Mk. Sie können diesen Betrag, wenn Sie es wünschen, in fünf Monatsraten einzahlen, so daß auf den Tag nur 10 Pf. entfallen.

Kurt Teichmann, Uhrenversand, Berlin-Lankwitz c 75

Sichere den Lohn Deines Fleisses,

schütze Deine Saaten vor Lager, Rosl. Dürre, tierischen Schädlingen und Unkräutern



durch Kalidüngung und Hederich-Kainit Nutzen Sie die Preissenkung und die Sondervergünstigungen!

Auch die Frau auf dem Lande! fröhlich, fröhlich, fröhlich... Gas - oft an jedem Ort!

DAMEN und HERREN welche die praktische Vorführung und den Verkauf dieser neuen gasbetriebenen Kochherde...

Winco unentbehrlich für die neue Linie, jung, schlank, elegant. Tausende Damen sind entzückt davon...

4 Monatsraten-zahlung Wenn Sie nie zufrieden waren, dann bestellen Sie diese eleg. ganz flache Sprungdeckel-Uhr...

ELUKA G. m. b. H. Gelegenheitskaufhaus Gesekesplatz 7 Antiquitäten Kunstgewerbe...

Provisionsvertreter von Großunternehmen der Schwachstromtechnik zur Bearbeitung des Wiederverkaufsgeschäftes...

Welcher Vertreter mit Initiative interessiert sich für den Verkauf einer günstig im Preise liegenden, reichhaltig sortierten Kollektion von Sommer- und Winter-Gummischuhen?

Table with cinema listings: ALHAMBRA, MÜNZ, CAPITOL, PRISMA, Tabu

Elektrischer Strom billig! Beispiele: Mit 1 Kilowattstunde kann man: 2-2 1/2 Stunden bügeln, 25-Watt-Lampe 40 Std. brennen, 6 Stunden staubsaugen, 40 Stunden wärmen

Der Füllhalter für Alle!

„PAN Gold“

„Parker“ System, Selbstfüller, mit echter 14 karät. massiv. Goldfeder und Iridiumspitze. Unzerbrechlich und unverwundlich

jetzt Mk. 9.50 schwarz und farbig lieferbar.

Zahlbar in 3 Monatsraten erste Rate in 4 Wochen

10 Tage zur Probe! „Pan-Gold“ Füllhalter kaufen Sie einmal, er reicht für's ganze Leben und wird Ihr treuester Freund und Begleiter.

Wir schenken Ihnen volles Vertrauen!

Sie selbst tragen kein Risiko. Füllen Sie nebenstehenden Bestellschein noch heute aus und senden Sie denselben als Drucksache oder auf Karte aufgeklebt an uns. Im voraus kein Geld ein-senden.

In 3 Tagen ist der „PAN - Gold“ Füllhalter in Ihrem Besitz.

PAN - Compagnie Frankfurt a/M. 1 Steinweg 9 — Unionhaus

Order form for PAN-Compagnie with fields for name, address, and color preference.